



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

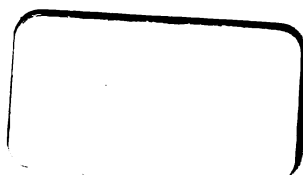
### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



✓

46.1.34





Herm Elde († 1919)

*Taylor-Institution*  
(presented  
by the  
author.)  
**Julius Brosse**  
als epischer Dichter.



46. b. 5<sup>b</sup>

Eine literarhistorische Studie von  
**Dr. Hermann Gthé.**

Mit Bewilligung des Herrn Verfassers und der Verlagshandlung abgedruckt aus der „Didaskalia.“

**Berlin.**

**Franz Lipperheide.**

1874.



# Julius Brosse

## als epischer Dichter.



Eine literarhistorische Studie von  
Dr. Hermann Gthé.

Mit Bewilligung des Herrn Verfassers und der Verlagshandlung abgedruckt aus der „Didaskalia“.

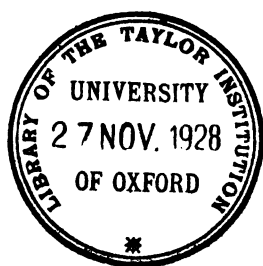
Berlin.

Franz Lipperheide.

1874.

46. b. 5.





## Vorbemerkung.

---

Ende 1871 begann die unterzeichnete Verlags-handlung die Ver-anstaltung einer Gesamt-Ausgabe von Julius Grosse's Erzählenden Dichtungen, und sie ist jetzt bereits im Stande, eine zweite Auflage des ersten und zweiten Bandes anzuzeigen.

Bei dieser Gelegenheit haben wir es uns nicht versagen können, eine von Herrn Dr. Hermann Ethé in der „Didaskalia“ veröffentlichte Ab-handlung über Julius Grosse's Erzählende Dichtungen nochmals hier abzu-drucken, indem wir an den betreffenden Stellen auch noch anderswo erschienene maßgebende Recensionen einschalteten.

Für die freundliche Erlaubniß, die uns von Herrn Dr. Ethé, wie auch von der Verlags-handlung der „Didaskalia“ behufs Abdrucks dieser Abhand-lung ertheilt wurde, sprechen wir auch an dieser Stelle unseren ergebensten Dank aus.

Die Verlags-handlung  
von Julius Grosse's Erzählenden Dichtungen.

**Franz Lipperheide**  
in Berlin.





Es ist eine alte, hergebrachte Klage, daß unser Epigonenzeitalter auf literarischem Gebiet nichts von wahrhaft dauerndem Werthe hervorzubringen im Stande sei, daß die dichterischen Erzeugnisse der Gegenwart bei allem Reichthum schöpferischer Kraft, die sich in ihnen manifestire, doch den höchsten und letzten Anforderungen der Kunst nicht Genüge zu leisten vermögen; — aber wie so manche andere zur Gewohnheit gewordene Klage ist auch diese nur in gewisser Beziehung stichhaltig, hat nur für eine specielle Gattung der Poesie Berechtigung. Niemand wird läugnen, daß unser heutiges Drama, so sehr es auch, was Stoff und Form anlangt, über die classischen Muster hinaus ist, doch an innerem Werth und Geistesgehalt weit hinter denselben zurücksteht. Betrachten wir aber unsere moderne Lyrik und Epik, so stellt sich das Verhältniß doch anders. Unsere Lyrik hat sich in den letzten Jahrzehnten so reich entfaltet, hat so herrliche, duftige Blüthen getragen, wie nie zuvor, und was die Epik anbetrifft, so ist auch hier ein Fortschritt unverkennbar. Freilich ist es fast ausschließlich die Prosa-Epik, die Roman- und Novellendichtung, die so ungeahnten Aufschwung genommen und Meister ersten Ranges — wir nennen nur Spielhagen — hervorgebracht hat; und bei aller Eingenommenheit für die glänzenden Namen in der heutigen deutschen Romanliteratur und die ziemliche Menge gebieter belletristischer Novitäten kann man sich doch der einen betrübenden Befürchtung nicht entziehen, daß durch das Ueberhandnehmen, das Ueberwuchern dieser etwas laien Kunstform allmählich der streng ästhetische Sinn, das reine und lautere künstlerische Streben in unseren Poeten, so begabt sie auch sein mögen, absterbt, daß sie, geblendet durch diese, verhältnißmäßig doch leicht zu erringenden Erfolge auf dem Gebiete der Prosadichtung, das höchste Ziel der Kunst aus den Augen verlieren, sich gar nicht mehr die Mühe geben, nach jenen schöneren Lorbeeren zu ringen, die nur die Dichtung in gebundener Rede, die Dichtung, in welcher künstlerische Form und künstlerischer Inhalt sich gleichmäßig decken, ihnen um's Haupt zu flechten vermag. Um so größere Achtung müssen wir daher einem Poeten der Gegenwart zollen, wenn er „unbekümmert um des Tages Moden“, allein seinem inneren Drange folgend, das bei uns so wenig bestellte Feld der reinen Epik anbaut und Früchte auf demselben zu erzielen weiß, die sich ebenbürtig den besten, je auf ihm gezeitigten an die Seite stellen, — wenn er die Gebilde seiner schöpferischen Phantasie, statt sie in schlichte, einfache Prosa zu kleiden, mit den reichsten Prachtgewändern volltönender Rhythmen, melodisch sie umfluthender Verse schmückt. Einer solchen Dichterpersönlichkeit begeben wir in Julius Groffe, und es ist wohl die Pflicht jedes ehrlichen und gewissenhaften Kritikers, die Gebildeten der Nation vor Allem auf die Erzeugnisse seines Geistes aufmerksam zu machen, in denen seine künstlerische Individualität ihren reinsten und vollsten Ausdruck findet und die neben den theilweis geradegu meisterhaften Blüthen seiner Lyrik unter allen seinen zahlreichen poetischen Werken unstreitig die erste Stelle einnehmen, eben seine epischen Gedichte. Ueberblicken wir zunächst kurz den äußeren Lebenslauf des Verfassers, folgen wir seiner schriftstellerischen Entwicklung durch die verschiedenen Phasen seines reichbewegten Lebens hindurch, und wenden wir uns dann erst zu einer eingehenden Würdigung dieser seiner reifsten und vollendetsten Schöpfungen! —

Julius Walbemar Groffe ward am 25. April 1828 zu Erfurt als Sohn des Consistorialrathes und Militair-Oberpredigers Dr. Groffe geboren und widmete sich, nachdem er 1846 zu Magdeburg, wohnin sein Vater schon dreizehn Jahre früher verstorben war, das Gymnasium absolvirt, zuerst dem Berufe eines Geometers. Bald jedoch vertauschte er denselben mit dem Studium der Rechte an der Universität Halle;

und als auch dies seinem inneren Drange kein Genüge mehr zu leisten vermochte, ließ er seiner unbezwinglichen künstlerischen Neigung, die vor der Hand noch unentschieden zwischen Dichtkunst und Malerei schwankte, frei die Zügel schießen und wandte sich 1852 nach München, um sich an der dortigen Akademie der bildenden Künste ganz dem Dienst der letzteren zu weihen. Aber trotz seiner unverkennbaren Begabung für dieselbe war doch auch sie nicht im Stande, seinen schöpferischen Geist ganz zu befriedigen; — sie bot noch immer der Schranken zu viel für seine ruhelose Phantasie, die reiche Gestaltungskraft seines Inneren; nur in der, allen anderen Künsten an Mannigfaltigkeit der Formen so weit überlegenen Poesie konnten alle Gebilde seines Genius ihren vollen, erschöpfenden Ausdruck finden, und so griff er denn, alles Andere von sich werfend, zum blitzenden Geistes Schwert — zur Feder! Sein ureigenstes, wahres Talent, das schon während seiner Studienjahre in Halle unter der liebevollen Pflege und Förderung seines Lehrers und Freundes Robert Bruch manche jugendliche Blüthe getrieben, so das Trauerspiel „Cola di Rienzi“ und das dreiactige Lustspiel: „Eine Nachtpartie Shafespeare's“, brach sich nun, ungehemmt und unbeirrt durch die äußere Noth des Lebens, kräftig Bahn; — mit fast übersprudelndem Schaffenszeifer tummelte er sich auf allen Gebieten der Dichtkunst umher und erprobte in der Lyrik wie im Drama, in der epischen Erzählung wie im Roman und in der Novelle seine unermüdlche Kraft. Freilich lassen diese Erzeugnisse seiner Sturm- und Drangperiode, die zum größeren Theil erst viel später gesammelt vor die Öffentlichkeit traten, noch vielfach, wie das z. B. verschiedene Partien seiner 1857 erschienenen „Gedichte“ und die 1861—63 veröffentlichten drei Bände seiner „Novellen“ zeigen, die künstlerische Abrundung und Vollendung in Form wie Inhalt vermissen; erst eine Reise nach Italien, als deren schönste Frucht er sein reizendes Idyll: „Das Mädchen von Capri“ heimbrachte, läuterte und klärte das zuvor noch wild gährende Chaos seiner dichterischen Gestaltungskraft und brachte Maß und Harmonie in sein inneres Geistesleben, wie denn auch sein äußeres Dasein bald einen festen Halt durch Begründung eines eigenen Herdes und ein reich aufblühendes Familienglück gewann. Ungemein anregend wirkte auf ihn vor Allem der fortgesetzte lebhafteste Verkehr und Gedankenaustausch mit Geibel, Heyse und der übrigen Tafelrunde des Königs Max, wie er denn auch während seines ganzen Münchener Aufenthaltes, der nach seiner italienischen Reise nur noch einmal durch ein kurzes Verweilen in Leipzig, wo er sich an der Redaction der „Illustrierten Zeitung“ betheiligte, unterbrochen ward, eine der Koryphäen der vielgenannten und rühmlichst bekannten Münchener „Grecobild“ gewesen ist. Und mit seiner rastlosen poetischen Thätigkeit ging nun auch, wie schon seine Leipziger Uebergangsperiode beweist, eine nicht minder umfangreiche kritisch-journalistische Hand in Hand, letztere vielleicht nicht selten von etwas hemmendem und störendem Einfluß auf die erstere, aber doch eine Nothwendigkeit für den mit äußeren Glücksgütern nicht allzureich gesegneten Dichter, um sein und der Seinen Lebensschifflein durch die Brandung der Sorgen und Kümmernisse um die tägliche Existenz fest und sicher hindurchzusteuern. Trotz seiner vielseitigen, fast allzugroßen Productivität aber ist er doch nie zu dem Rang eines bloßen Tageschriftstellers herabgesunken, hat nie um des Erwerbes willen den niedrigen Gelüsten der Menge gefröhnt, — stets ist er sich seines hohen sittlichen Berufes bewußt und überall, auch in seinen minder gelungenen Schöpfungen, dem ernststen Priesterthum des Wahren und Schönen unverbrüchlich treu geblieben. Selbst als er im Jahre 1867 die Redaction des „Morgenblattes der bayrischen Zeitung“ verlor und nun auf's Neue, wie schon einmal zuvor, ganz allein auf seinen dichterischen Genius angewiesen war, verläugnete er diesen Grundzug seines Wesens nicht, und wenn er auch Novelle auf Novelle in fast fieberhafter Thätigkeit auf's Papier warf, — immer stand ihm ein neues, psychologisches Problem zu Gebote, das er zu einem tiefer-essanten, wenn auch hin und wieder nicht ganz durchgefeilten Seelengemälde auszuspinnen wußte. Die Gründung der „Münchener Propyläen“ zu Ende des Jahres 1868 eröffnete Grothe noch einmal ein fruchtverheißendes Feld journalistischer Thä-

tigkeit; mit treuer Liebe und Hingebung leitete er die Redaction dieses frisch aufstrebenden literarisch-kritischen Organs, gab jedoch dies Unternehmen auf, als an ihn ein Ruf nach Weimar erging, wo er seitdem als Generalsecretär der deutschen Schillerstiftung wirkt.

Grosche's Talent wandte sich zugleich nun wieder ganz jenen höheren und höchsten Gebieten der Dichtkunst zu, für die er doch so recht eigentlich geschaffen, in denen er von jeher nicht nur die meiste innere Befriedigung gefunden, sondern auch die reichsten Kränze äußerer Anerkennung sich erkämpft. Daß er zwar mit entschiedenem Erfolg fast alle Gattungen der Poesie gepflegt, haben wir schon flüchtig betont; — daß er auch in der Prosadichtung manche den besten Mustern nahe kommende Werke geschaffen, dafür legen unter seinen Novellen vor Allem „Vox populi“, „Eine alte Liebe“ und der „Revolutionär“, unter seinen Romanen „Untreu aus Mitleid“, „Gegen den Strom“ und „Maria Mancini“ ein vollgültiges Zeugniß ab; — aber die Lieblingsphäre seines künstlerischen Wirkens bildet diese doch nicht. Immer wieder und wieder ist er zur Lyrik, zur reinen Epik und zum Drama zurückgekehrt, und mögen die Erzeugnisse seiner tragischen Muse, die in sieben Bändchen gesammelt 1870 bei Weber in Leipzig erschienen sind, auch an packender Kraft und Bühnenwirksamkeit von vielen anderen unserer modernen Literatur übertroffen werden, mag er in seinen lyrischen Gedichten, deren schönste in den Liedern „Aus bewegten Tagen“ (Cotta 1869) und den schwungvollen Kriegsgefangenen von 1870 enthalten sind, manchen ebenbürtigen Rivalen unter den Poeten der Jetztzeit haben\*), in der epischen Erzählung wenigstens wird ihm so leicht keiner seiner Zeitgenossen den Vorrang streitig machen! Hier beweist sich seine dichterische Kraft als eine ganz originelle, allem Herkömmlichen und Schablonenhaften abholbe, — hier treten seine Hauptvorzüge: ungemeiner Phantasieeichthum, seltene Tiefe der Empfindung und kunstvolle psychologische Charakterentwicklung am deutlichsten zu Tage\*\*); und als die Quintessenz seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete müssen wir die sieben vollendete, glänzend ausgestattete sechsbändige Ausgabe der „Erzählenden Dichtungen“ ansehen, der wir zumeist unsere Aufmerksamkeit widmen wollen.



\*) Wir verweisen, um Wiederholungen zu vermeiden, für diese Seiten seiner dichterischen Thätigkeit auf das umfassende Characterbild: „Julius Grosche“ in unseren „Essays und Studien“ (Berlin, Nicolai 1872) S. 198–230, sowie auf den eingehenden Artikel in dem Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung: „Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben“, Jahrgang 1870, Nr. 12–17.

\*\*) Noch vor Kurzem schrieb die „Schlesische Zeitung“: Es ist der echte Goldklang deutscher Lyrik in Goethe'schem Styl, welcher aus diesen herrlichen Dichtungen herausklingt. Das unserer Literatur fast abhanden gekommene Idyll tritt in Grosche wieder einmal wie neu geboren hervor; echt homerische Objectivität eint sich mit Schiller'scher Gemüthsstärke, und in der graciösen Form und im Vollklang der Rhythmen athmet Platen's Geist. Von den Besten hat Julius Grosche das Beste gelernt, und selbst da, wo wir noch dieses Lernens Mühe sehen, imponirt jenes ideale Streben, von welchem wir oben mit wohlverdienter Anerkennung gesprochen. Auf der Höhe seiner poetischen Leistungsfähigkeit steht der Dichter in der Schilderung der Figuren und der Scenerie. Er hat für erstere die scharfen Linien eines Kaulbach'schen Cartons; selbst die hinterste und nebensächlichste Person hat ihre bestimmte und charakteristische Zeichnung! Und was Grosche am besten zeichnet, das ist die Seele! Hinsichtlich der Scenerie ist nach dem einstimmigen Urtheil der Kritik keiner der jetzt lebenden Dichter im Stande, dem Verfasser der „erzählenden Dichtungen“ den ersten Preis streitig zu machen! Sein Colorit hat eine Frische wie die Mosaiken im verschütteten Pompeji oder die Sargbilder in den Gräbern der Pharaonen. Aber es ist nicht blos mit den Farben abgethan, diese hat Freiligrath auch, nein, es ist plastisches Leben in jeder Gruppierung, denn eine plastische Phantasie hat sie erzeugt! Die Decorationsprospecte eines Doré können nicht wirksamer sein, als diese Schilderungen — und alles das ist aus dem Brunnen der reinen Phantasie geschöpft, denn niemals hat unser Dichter mit leiblichem Auge all' die Wunder des Orientes erschaut, welche er so anschaulich schildert! Unser Bericht müßte ein Buch werden, wollten wir im Detail der neuen Dichtungen nachweisen, was wir hier als besondere Vorzüge der Grosche'schen Muse angeführt.

# 1. Bundel vom Königssee.

Erzählende Dichtung aus dem bayrischen Hochlande.

(1863.)

Zuerst erschienen Leipzig 1864.

Gesamt-Ausgabe: Band I. Berlin 1872.

Zweite Auflage, Berlin 1874.



**G**leich im ersten Bande begegnen wir einer wahren Perle der Sammlung, der Hochlandsdichtung: „Bundel vom Königssee“, in der es Grobste mehr als in seinen anderen Epen — „Das Mädchen von Capri“ und „Des Ketzers Beichte“ ausgenommen — geglückt ist, den ächten Realismus des wirklichen Lebens mit dem ächten künstlerischen Idealismus zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen und auch der minutiösesten Detailschilderung durchweg poetische Farben zu leihen. Wir haben hier ein Muster der Dorfidylle vor uns, das an Schlichtheit und Einfachheit, wie nicht minder an Natur- und Lebenswahrheit der

Darstellung getrost den Vergleich mit „Hermann und Dorothea“ aushalten könnte, wenn ihm nicht der eine Vorzug des Goethe'schen Gedichtes, der

große welthistorische Hintergrund, gebräuche. Wie schwer es ist, gerade das niedere Volksleben treu und ungeschminkt in poetischen Bildern wiederzuspiegeln, den rechten Ausdruck für die Stimmungen und Gefühle in der Brust des Bauern und Landmannes, des Dörfers und Gebirgsbewohners zu finden und musteraktige Typen aus solchen Kreisen zu schaffen, das beweisen die vielen verunglückten Versuche selbst hervorragender Dichter auf diesem Gebiet; — außer Gotthelf und Auerbach ist es unter den Neuern — sehen wir von dem classischen Reuter ab — wohl nur Melchior Meyr in seinen reizenden „Erzählungen aus dem Ries“, Hermann Schmid in einzelnen seiner bayerischen Geschichten und Spielhagen in der „Dorfcoquette“ und „Hans und Grete“ vollständig gelungen; und doch fehlt ihren Schöpfungen immer noch der Schmelz der rhythmischen Form! Diese nicht hoch genug anzuschlagende äußere Zierde hat Grosse in seiner „Gundel“ dem inneren Werthgehalte noch hinzugefügt und so ein dauerndes Kunstwerk ersten Ranges geschaffen. Mit Recht hat er als Versart den Hexameter gewählt, der ja trotz seines fremdnationalen Ursprunges vollständiges Bürgerrecht bei uns gewonnen hat und für Stoffe dieser Art sich wohl kaum durch ein passenderes einheimisches Metrum ersetzen läßt; auch ist die Behandlung desselben von Seiten des Dichters eine so gewandte, daß sie — bis auf ganz unbedeutende Einzelheiten — wohl schwerlich zu irgend einem gerechtfertigten Tadel Anlaß gibt. Die vielfachen Härten in der früheren Ausgabe sind mit kundiger Hand ausgemerzt, und so ist denn ein allseitig befriedigender Totaleindruck hervorgebracht.

Was vor Allem Grosse's Novellen und Romane in so hohem Maße auszeichnet, ist die Schärfe in der Zeichnung der Figuren, wie in der Schilderung eigenthümlicher Landschaftsscenerien, hervorragender Sitten und Gebräuche; und dieses ihm schon oft und mit vollem Recht gezollte Lob verdient er in der „Gundel“ mehr denn irgendwo anders. Wie plastisch klar treten die Gestalten der drei Hauptpersonen, der stolzen, über ihr eigenes Herz sich täuschenden und erst durch bittere Erfahrungen, durch schwere Reue und Seelenkämpfe ihr ursprüngliches, unverfälschtes Gefühl wiederfindenden Gundel — des flachen, jeder nachhaltigen Empfindung baren Jgnaz — und des trotzig wilden und doch wieder so unerquicklich treuen und edelmüthigen Thomas mit dem ganz eigenen Gemisch von Hohn und Spott und tieferstem, fast weiblich zarten Gefühl, vor das geistige Auge des Lesers! Wie fein motivirt, wie überraschend und doch folgerichtig entwickelt sind alle Momente der lebhaft bewegten, spannend durchgeführten Handlung! Und zu alledem nun die vollendete Meisterschaft der Naturalmalerei, der Reiz lieblicher Stimmungsbilder aus den Leiden und Freuden des Alpenlebens, den heiteren Festeszeiten, wie den trüben, schweren Sturm- und Wettertagen des Hochlandes! Schon der Eingang der „Gundel“, in den mit großem Geschick die schließliche glückliche Lösung gleich mit hineinverwebt und so das ganze Gedicht zu einem kunstvollen Ring verschlungen ist, zeigt in der Schilderung der ländlichen Hochzeit Grosse's malerisches Talent, und nicht minder stimmungsvoll ist der Abschluß des ersten Gesanges, wo mitten in den Wistonen menschlicher Leidenschaften, in die Flucht Gundel's aus dem verrufenen Brandhof an des lockeren Jgnaz' Seite und in die lärmenden Flüche des alten Steffen die das friedliche Stillleben der Natur feiernden Verse klingen (S. 13):

„Ruhig aber zur Seit' ausqualmte bläulich der Meiler,  
Gleichwie ein Waldesaltar: hell sangen im Laube die Vögel,  
Aber die Sonne umflog mit goldenem Lachen das Waldthal;  
Gleichwie umwallt vom Schleier der Braut ein rosiges Antlitz,  
Lagen umwoben vom Duft weitleuchtend die Höhen und Tiefen“,

und so das aufgeregte Gemüth des Lesers in anmuthigster Weise besänftigen.

Ein prächtiges Seitenstück dazu bildet die Schilderung des lachenden Thales der baumreich schattigen Ramsau (S. 24), wo

„der Einzelne lebt auf dem weiten Weiler ein König,  
Wo kein Lärmen des Dorfs entweicht die erhabene Ruhe“,



— des Sonnenunterganges in diesem gesegneten Bergland (S. 27):

„Siehe, da blühte das sinkende Licht noch einmal im Westen,  
Und wie gebadet in glühendem Gold aufkamm die Gebirgswand,  
Hoch vom ragenden Gölz quoll rothiger Schimmer in's Thal weit.  
Langsam tauchte der Mond dann empor aus den starrenden Schroffen,  
Und schon kühlte die Bläue der Nacht die verschwimmenden Tiefen“;

und des herrlichen Königssees voll wildmajestätischer Schönheit, dem der Dichter schon in den Liedern „Aus bewegten Tagen“ ein poetisches Denkmal gesetzt, und dem er hier begeistert zuruft (S. 29):

„Wunderbar süß ist dein mächtiger Reiz, goldleuchtender Bergsee,  
Daß sich die Brust aufschließt in ahnenden Schauern der Gottheit,  
Grauenerfüllt in der Einsamkeit der erhabenen Urwelt,  
Gleich als führte kein Pfad in die lachenden Auen zurücke,  
Gleich als wäre das Menschengeschlecht noch nimmer erschaffen,  
Oder als wär's schon längst von dem donnernden Jorne der Götter  
Seit Jahrtausenden wieder vertilgt von der nährenden Erde,  
Daß nur Asche noch weht von Erobrern, von Schaaren der Krieger,  
Frommen Mönchen und zahllosem Volk im Staube der Sonne  
Draußen auf Heiden im Sturm. — Hier waltet erfrischende Kühle  
Unentweichter Kiefernatur voll heiligen Friedens,  
Schattenumschwebt wie die süßliche Fluth. Nur Schatten von Wolken  
Sind's, die drüber hinziehn und manchmal ruhen am Felsgrat.“ —

Die schöne Volksfeste des Holzsturzes und der Rahnwettfahrt nach Bartholomä hat Grosse hier auf ähnliche geschickte Weise in den Gang der Handlung verflochten, wie in seine Novelle „Eine alte Liebe“ das bekannte oberammergauer Passionspiel; überhaupt liebt er es, derartige urwüchsige Feste in den Rahmen der vorgeführten Begebenheiten einzufügen und sie als interessante Staffage für seine ergreifenden Seelengemälde zu verwerthen. So sehen wir die Gundel diesen Anlaß benutzen, um als Siegerin bei der Wettfahrt eine Audienz beim Fürsten zu erlangen und durch diese den vermeintlich von ihr geliebten Ignaz vom Militärdienst zu befreien. Doch weder ihr Sieg, noch ihr erzwungenes Kofettiren mit den Herren vom Hofe, mit denen sie sich in wirbelndem Tanze schwingt, bringen sie an das ersehnte Ziel — im Gegentheil, Spott und Hohn von Ignaz, der ihre Motive nicht kennt und sie nun schnöde verläßt, ist ihr einziger Lohn, und nur der treue Thomas mit dem Narbengesicht und dem spähenden Fuchsblick, dem sie aus Hoffart untreu geworden und den sie durch diese ihre Untreue zum wilden Gesellen, zum Wildschützen und Kaufbolde gemacht, folgt ihr nachsamt von ferne. Er hat sie durchschaut, ein bitteres Lächeln des Mitleids zuckt ihm um den Mund, und leise flüstert er:

„Du arme betrogene Gundel;  
Kühnes hast du gewollt und gewagt ein gefährliches Spiel heut,  
Siehe, nun bist du zum Lohn vom letzten der Freunde verlassen.“

Hinauf zu den Almen flieht verzweiflungsvoll die Maid, zu den Almen, diesem Wilde „glückseliger Jugend der Menschheit“, das den Dichter in die entzückten Worte ausbrechen läßt (S. 64):

„Glücklicher Traum — verborgen der Welt auf den ewigen Bergen  
So tagaus tagein mit Felsen und Bolzen zu leben  
Und zu vergeßen die lärmende Stadt voll Staub und Erwerbsgier.“

Dort lebt sie in heimlichem Gram und gebrochen von Herzeleid; aber solche Mädchen des Berglandes sind kein schwaches Geschlecht, zum Schmachten erschaffen und Gramen; in kräftiger Arbeit sucht und findet sie Trost. Noch immer jedoch liebt sie den Ignaz und sinnt und sinnt, wie sie ihn loskaufen kann, bis endlich die erschütternde Erzählung des Thomas, der ihr zuerst den wahren Thatbestand ihrer Untreue gegen ihn vor Augen führt, sein edelmüthiges Geschenk, das er selbst freiwillig ihr zum Loskauf des Geliebten bietet, und sein verzweifelter Entschluß, zu sterben, ihren Stolz brechen, ihre Reue erwecken und den heilsamen Umschlag in ihrem Herzen bewirken. Mit herrlichen Farben ist die funkelnde Nacht im Alpengebirge, deren

sternenbesäeter Mantel mit himmlischem Glanz die ragende Wildniß umfließt“, der Sonnenaufgang auf der Alm:

„Siehe, der Morgen, er kommt, so still, als müßt' er die Felsen  
Heimlich wecken vom Schlaf und schmücken mit sonnigem Lichte;  
So wird ein steinernes Herz erweckt von den Strahlen der Liebe;  
Goldnen nun flammet das Licht, und purpurn erglänzen die Alpen,  
Sehr wie Altäre des Tags im Opferdampfe der Thäler“ (S. 84);

und das Gemitter in der sonnigen Bergfluth gemalt; reizende Genrebilder endlich entrollt uns der Dichter in der Schilderung von Berchtesgaden (S. 94),

... „dem glücklichen Markt am Abhang der Berge,  
Weithin gelagert am Thal mit traulichen Gärten und Villen,  
Herrlichen Kirchen und laubigen Höhn und dem thronenden Stifte,  
Rings die Fernen umgrenzt von den zackigen Riesen des Hochlands“,

und vom Untersberg, „dem lauschenden Sagengeheimniß“.

Wie er schon in den Traum Gundel's von dem Holzsturzeste die Märchen dieses Berges von den grauen Männlein und den Wildfrauen verwebt, so hat er auch eine der reizendsten Partien des Ganzen, die Klatschscene im Hause von Ignaz' Eltern, wo die staunende Schaar der spinnenden Mädchen den fabelhaften Erzählungen der geschwägigen Hausmagd und der heiseren Ähnel voll Andacht lauscht, mit geschickter Benutzung dieser phantastischen Sagengebilde so lebendig und naturwahr zu gestalten gewußt, daß man sich mitten hinein versetzt glaubt in den Kreis dieser naturwüchsignen, von der Cultur noch so wenig beleckten, frommeinsältigen Kinder des Gebirges.

## Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Die Erfindung des Gedichts ist vortrefflich und reich, die Charakteristik scharf und bestimmt; die Schilderungen, sowohl die landschaftlichen als alle anderen, sind außerordentlich lebendig, fesselnd, anmuthig und von höchster Frische.“

Leipziger Illustrierte Zeitung.

„Die Lectüre dieses reizenden Buches kann mit nichts verglichen werden, als mit einer Wanderung über duftige Matten und durch kühle, schattige Wälder; überall frische, ungelünstelte, echte und darum wunderbar zum Herzen sprechende Natur.“

Ueber Land und Meer.

„Auch wir können das Gedicht nicht übergehen; die deutsche Literatur ist auch die unsere, und es handelt sich nicht um einen der zahllosen schwachen Versuche, sondern um ein lebenskräftiges Werk. . . Diese „Gundel vom Königssee“ ist jedenfalls ein Gedicht, das selbst in unserer, für Poesie blasirten Zeit noch wirken kann. Denn so viel auch Politik und Diplomatie an unserer Abstumpfung arbeiten, dies Einzige haben sie uns lassen müssen, den Sinn für die freie Schönheit der Natur.“

Neue freie Presse.

„Wenn es einem Dichter gelingt, heut zu Tage, wo man die Poesie am liebsten in dem bequemen prosaischen Gewande genießt, den Leser durch seine Verse einen ganzen Band hindurch zu fesseln, so spricht das hinreichend für den Werth der Dichtung. Die vorliegende übt in der That diese fesselnde Wirkung aus und verdient das Lob, welches ihr die Kritik bereits

gespendet. Es scheint uns, daß wir dem Dichter hier auf dessen eigenstem Gebiet bezeugen. Das einfache und doch in seinen einzelnen Momenten so hoch pathetische Drama, welches sich unter Menschen abspielt, die in ihrer Naturwüchsigkeit wie aus dem großartigen Rahmen der bayerischen Alpenwelt herausgewachsen scheinen, ist bei aller poetischen Verklärung voll ergreifender Lebenswahrheit!“

Roman-Zeitung.

„Gundel vom Königssee“ hat zum Schauplatz das bayerische Hochland, dessen reizvolle Poesie in kühnen Strichen und treuen Farben geschildert wird. Die Lokaltöne, welche das eigenthümliche Volksleben plastisch illustriren, zeugen von der feinen Beobachtungsgabe und der meisterhaften Pinselführung des Poeten. Die drei Hauptgestalten heben sich klar und greifbar von dem landschaftlichen Hintergrunde ab; ihre romantischen Erlebnisse, ihre Seelenwandlungen reizen den Leser zur innigsten Theilnahme hin.“

Europa.

„Abgesehen von der scharfsinnigen und glücklichen Erfindung, von getreuer und lebendiger Wiedergabe der geschilderten Charaktere, ist es besonders die bezaubernde Gewalt der Scenerie des landschaftlichen oder decorativen Hintergrundes, welche uns im höchsten Grade für den Dichter einnimmt. Da sind wir ganz und gar einer schönen Illusion hingegeben, da fühlen wir uns auf den Boden der Dichtung versetzt, sie selbst in der Fülle ihrer einzelnen

Begebenheiten zu durchleben, und preissen die hohe Macht der Kunst, welche uns über das eigene enge Leben hinweg zu täuschen, aus ihm emporzuheben vermag."

*Schlesische Zeitung.*

"... Um so prachtvoller und bis in's Kleinste treu und reich giebt des Dichters Vertrautheit mit der Natur des bayerischen Hochlands den Szenen der „Gundel vom Königssee“ ihren wirklichen Hintergrund. Die üppigen Thalweiten der Ramsau mit ihren Matten, Feldern und beschatteten Hößen, die einsame Waldschenke im Gebirge, die „Alm“ mit ihrem erquickenden Gesundheits- und Freiheitshauch, Morgen und Hochgewitter im Gebirge, der „Holzsturz“ am Königssee: Alles das tritt so greifbar und ungekünstelt hervor, wie in den besten Schilderungen der in dieser Beziehung so reichen süddeutschen Dorfgeschichtensliteratur."

*Fr. Krenzig im Salon.*

"... ein Gebirgsidyll in Hexametern, die, trotz vieler Ausbesserungen auch jetzt noch für den Kenner nicht ganz unantastbar sind (gleich denen von Joh. Heinr. Voß in der Homer-Üebersetzung und denen von Goethe in „Hermann und Dorothea“), aber landschaftliche Schilderungen und Volkseigentümlichkeiten, neben plastischer Darstellung der Hauptgestalten, so vorzüglich, ja meisterhaft dargeboten zeigen, daß kein seiner angelegtes Gemüth davon unberührt wird bleiben können. Die Schöpfung ist eine echt deutsche, liebenswürdige Dichtung."

*Fredor Wehl im Literaturfreund.*

„Die ganze Entwicklung ist spannend angelegt und consequent durchgeführt, genug, das poetische Talent unseres Dichters hat darin einen besonders schönen Triumph gefeiert“.

*Weser-Zeitung.*

„Julius Grosse“ lebt in seinen erzählenden Dichtungen eine eigene Welt für sich. In dieser Welt glauben wir bald, es sei ein Maler, den wir vor uns haben, ein Maler, der wie in den Zeiten der Renaissance die alten Maler, auch Gedichte macht, dessen Hauptmetier aber die Malerei ist. Grosse malt seine Bilder der Poesie. Seine Landschaftsmalerei ist sogar wundervoll und natürlich zugleich. Der Idealismus, der die Realist so schön dämpft, steht ihm im höchsten Grade zu Gebote. Da ist keine in tausend Einzelheiten sich zersplitternde Detailmalerei, da bleibt der Phantasie des Lesers noch Raum genug, wenn es ihr Spaß macht, die Bilder mit Nebensächlichkeiten zu ergänzen und sich zu vertiefen in das Object. — Aber Grosse ist auch Plastiker. Seine Charaktere sind wie die Figuren auf Reliefs, sie sind geformt und heben sich ab von ihrem Grund. Grosse ist vor Allem Dichter, der das Gemüth seiner Leser zu fesseln weiß durch den wohlthätig wehmüthigen Schlussklang, den er seinen Dichtungen giebt. Wenn in der „Gundel vom Königssee“ das vom Schicksal für einander bestimmte Paar, was man Anfangs gar nicht erwartet, zusammengeführt wird, so ist das kein Jubel „nach soviel Leiden“, „di tanti palpiti“; es schreitet die ernste Reminiscenz der Vergangenheit dem Hochzeitzuge voran, und die Reflexion schließt den Zug in dieser dramatischen Fülle, welche die „Gundel vom Königssee“ heist und in Oberbayern um den großen Waghmann herum spielt."

*Wilhelm Marr in der Hamburger Reform.*



## 2. Tamarena.

Erzählende Dichtung aus dem Morgenlande.

(1862.)

Zuerst erschienen 1866 im „Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung“.

Gesamt-Ausgabe: Band II. Berlin 1872.

Zweite Auflage, Berlin 1874.



Dieselbe  
Treue  
des  
Colo-  
rits,

durch die sich die  
eben besprochene  
Dichtung

aus der deut-  
schen Alpenwelt  
auszeichnet, bildet  
nun auch den  
Hauptschmuck der  
drei morgenländi-  
schen Erzählun-  
gen: „Tamare-  
na“ (Band 2),  
„Faref Musa“  
(Band 4, erste  
Hälfte) und „Der  
Magier“ (Band  
5, erste Hälfte),  
und wir können  
die Würdigung der  
ersten und um-  
fangreichsten  
unter diesen wohl  
nicht besser ein-  
leiten, als durch  
die treffenden  
Verse aus einem  
der sinnigen  
Lieder unseres  
wackeren Sallet:

„O Morgenland, wie  
ein Erinnerungsschal-  
lend,  
Wie Heimweh zieht's  
nach deinen Mär-  
chenfernern;  
Hier lag die Mensch-  
heit in der Wiege  
lallend

Und langte spielend nach des Himmels Sternen.“

Dieses Heimweh, diese Sehnsucht nach den sagenreichen Gefilden des Ostens,

der Wiege menschlicher Sitte und Cultur, dem unerschöpflichen Phantasiensbörne, hat sich nirgends lebendiger ausgesprochen, als gerade bei unseren modernen Poeten. Wieder und wieder tauchen sie, dem Beispiel Rückert's und anderer Meister auf diesem Gebiete folgend, in des Orients geheimnißvolle Märchenfluth und fördern immer neue, schimmernde Perlen aus seiner unergründlichen Tiefe an's Licht. Aber nicht Allen gelingt es, denselben nun auch eine wirklich ihrem Werth entsprechende Fassung zu leihen, sie in die rechte Form zu kleiden, aus deren Schale sich der edle Kern um so heller und glänzender abhebt. Dieser Vorzug ist in hohem Maße Groffe's Ingenium eigen, und seine epischen Dichtungen aus dem Morgenland sind allesammt in gleicher Weise umrankt von den duftigen Blüten tiefsinniger Gedankendichtung, umflossen von der Farbenpracht ebenso wahr wie originell gestalteter Bilder. Welch kunstvolle Localfärbung zeigt sich vor Allem hier in der „*Tamarena*“, die uns einen tiefinteressanten, von Abbé Cazotte in seinem „*cabinet des fées*“ unter dem Titel „*la dame inconnue*“ überlieferten Stoff in ganz freier, selbständig dichterischer Gestaltung vorführt! Nicht orientalisch ist der ganz im phantastischen Märchenstil vorgetragene Inhalt, an den sich sehr passend die Form der kurzen, reinlosen serbischen Trochäen anlehnt; — ächt orientalisch ist auch die Einleitung der eigentlichen Erzählung in den Rahmen einer jener bekannten heimlichen Spaziergänge Harun al Raschid's im Derwischkleide durch Bagdad, auf welcher Wanderung er in Begleitung seines Großveziers Dschaffar und des „an Bart und Bauche wohlgepflegten“ Eunuchenhäuptlings Mesrur auch das Irrenhaus durchmustert, in der stillen Hoffnung, dort unter den Irren vielleicht die wahre Weisheit zu finden, die er unter den welterfahrenen, überflugen Dugendmenschen vergeblich gesucht, und hier den Helden der Dichtung, den schönen, schwermüthigen Jüngling Dschumaleddin erblickt, der von einer tollen Liebe Wahnsinn befallen schon längere Zeit im Narrenhause schmachtet und Jenem nun die Geschichte seines Lebens berichtet; — ächt orientalisch endlich die angewandten Bilder und Vergleiche, wir nennen nur: „die riesenhafte Kuppel der Moschee der Weltensphären“ (S. 41), die vielen hier und da eingestreuten und mit Aufwand aller Mittel der Phantasie ausgesponnenen Reflexionen, so wie die mannigfachen, geradezu glühenden und berauschenden Schilderungen. Als Muster sind hier ganz besonders hervorzuheben der Mondscheinabend im Feengemach am Garten (S. 29):

„Hell im Mondschein rauschte lieblich  
 Träumerisch ein Rosenbrunnen.  
 Weich auf Teppichen erstorben  
 Schwebt der Laut des Menschenfußes,  
 Und um jeden Sinn zu laben,  
 Hub jetzt an Gesang im Garten  
 Und melodisch Saitentönen.  
 Wie Musit von Geistern klang es  
 Unsichtbar aus Rosenbüschen,  
 Leise wehend — zaubertönig,  
 Bald wie Harfen, die ein Westwind  
 Athmend rührt in Felsenhöhlen,  
 Bald wie Cherubimsgesänge  
 Hoch in goldumsonnten Wolken, —  
 Bald wie Schlachtenruf im Sturmwind,  
 Der um heil'ge Vorgebirge  
 Rauscht im Lied des ew'gen Meeres, —  
 Bald wie weiche Liebesklage,  
 Zärtlich schmeichelnd, flüsternd losend,  
 Bald wie Bajaderentanzwuth,  
 Hell mit Cymbeln und Tamburro —  
 Sinnbethörend, sinnberauschend,  
 Daß die Gluth der Leidenschaften  
 Heiß wie gluthgeschmolzenes Eisen  
 Hervorstieß, mustelschwellend  
 Nicht durchflammete!“ —

und die geheimnißvolle, zauberisch schöne Brautnacht, die wohl den Glanzpunkt der ganzen Erzählung bildet (S. 37):

„Wie im Bad durchsonnten Meeres  
Hundert Wellen dich umrauschen,  
Schmeichelnd wie mit unsichtbaren  
Armen der Natur dich wiegend,  
Neugeboren dich verjüngend,  
Wie ein Zaubertrank, ein süßer,  
Jeden Sinn dir taucht in Aether,  
Kings die Welt in Duft verwandelt  
Und den Leib selbst lichtdurchleuchtet  
Wie zu körperlosen Wonnen,  
Also war die Nacht! — Ein heimlich  
Flüstern wehte durch die Wipfel;  
Schlafestrunkten hell im Mondlicht  
Plätscherte der Löwenbrunnen;  
Und der Nachtigall Gesänge  
Klangen bald wie kosenb Voden,  
Bald wie seufzend süße Klage;  
Und das Aug', das schlummerlose,  
Und das Herz, das welkenwette,  
Sahen mit Allem zu verschmelzen,  
Stern' und Ströme — Meeresrauschen,  
Wolken donner — Alpenfrieden,  
Löwenfreiheit, Adlerflugkraft  
Und der Weisheit letzte Räthsel,  
Alles fühlt' ich in mir branden,  
Und ich fühlte mich in Allem  
In endloser Daseinswonnen.  
Lange sann ich nach, halbwachend:  
Ist's ein Zauber, ist es Wahrheit?  
Doch da flammt' der Glanz der Dämmerung,  
Und die Nachtigallen riefen,  
Und die Blumen glühten golden,  
Und mein Weib aufschlug die Augen.  
Wahrheit war's! Wie Frühlingshymnen,  
Wie Triumphgesang der Schöpfung  
Klang's um mich mit tausend Stimmen!“

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Die erzählende Dichtung „Tamarena“ trägt ein ächt orientalisches Colorit, sowohl was den Rahmen, als was den Vortrag betrifft. In bewunderungswürdiger Lebenswahrheit führt uns hier Julius Groffe die phantastische Welt des Orients vor Augen. Seine Bilder und Vergleiche, seine glühenden Schilderungen, seine blühende Sprache, die Liebes- und Leidenschafts- geschichte des Helden, dem der große Kalif Harun al Raschid ein freundlicher Ketter wird: Alles erscheint ebenbürtig den schönsten Perlen orientalischer Poesie.“

Europa.

„Wie sich die Groffe'schen Dichtungen überhaupt durch Reichthum und Gewandtheit der Sprache, durch eine gewisse Fülle und doch Leichtigkeit der Form auszeichnen, so spricht uns auch seine „Tamarena“ schon durch ihre gefällige, dem Stoffe so geschickt angepasste Form an. In kurzen, ungereimten Trochäen fließt der Stoff der Erzählung und der Schilderungen „Klang-

reich, gedankenreich“ dahin und fesselt, statt zu ermüden. Es ist ein ächt orientalisches Märchen, das sich hier vor unseren Sinnen abspinnt, getaucht in all' das Träumerische und Geheimnißvolle, das Leidenschaftliche, das Duft- und Farbenreiche, ohne welches wir uns eine morgenländische Geschichte nun einmal nicht denken können. Die Natur und die Kunst, die Sitten und das ganze Leben unter jenem heiteren Himmel führen selber darauf hin, und wie der blanke Schild eines stillen See's das Bild seiner Uferberge traulich zurückschirmt, so trefflich, klar und lebendig spiegelt sich ein Stild orientalischer Welt in diesem reizenden Gedichte.“

Mittelrheinische Zeitung

„... Aus diesem scheinbar so kurzen Faden der Erzählung haben des Dichters Meisterhände das reiche, schimmernde und viel verschlungene Gewebe gewoben, wie es hier vor uns ausgebreitet liegt.“

Schleifische Zeitung.

„Fr. Lipperheide, Berlin, has published two volumes of Julius Grosse's „Narrative Poems“, containing „Gundel of the Königssee“, and „Tamarena; an Eastern Tale“. I doubt if German literature has, since Goethe's „Hermann and Dorothea“, produced anything equal to these tales for classical simplicity and beauty of form. J. Grosse's verse is highly melodious, and his poems breathe the very *spiritus loci*, so graphic are his descriptions, and so vivid is his colouring.“

**The Illustrated London Review.**

„... Die Leser von „Tausend und eine Nacht“ werden da Nichts vermissen: Das geheimnißvolle, wunderschöne, mächtige, wollüstige, grausame Weib, der von Sinnlichkeit und Lebensgluth trunkene Liebhaber, der klug-realistische Kaufmann, der allmächtige, allgütige und allweise Sultan, der kluge, leise verspottete Bezier:

sie sind alle vorhanden . . . . Grosse's schallhafter Humor, seine üppige Farbengebung, der breite kraftvolle Strich seiner Zeichnung finden gleich sehr ihre Rechnung.“

**Fr. Krenzig im Salon.**

„Julius Grosse beherrscht die Sprache als ein Meister seiner Kunst, der zur Zeit nur noch einen ebenbürtigen Nebenbuhler hat, Paul Heyse. — Grosse's Tamarena ist eine Dichtung, in welcher schallhafter Humor mit süßer phantastischer Sinnlichkeit und tiefer Weltweisheit um die Palme streitet . . . . Die Ausführung dieser Fabel ist der Erfindung in jedem Stücke ebenbürtig; es giebt wenig Neues, das sich dem einschmeichelnden Klang dieser Verse, dem Reichtum und der Klarheit der Gedanken und der Bildung in dieser Dichtung an die Seite stellen kann.“

**National-Zeitung.**

An der vom „Deutschen Dichtergarten“ im Jahre 1866 ausgeschriebenen Concurrenz für Epopöen nahm auch die Erzählung „Tamarena“ Theil und ward unter den ersten mit Auszeichnung genannt, während der erste Preis Grosse's „Besuch Barbel“ zuertheilt wurde. Das Preisgericht äußerte sich über ersterz Dichtung wie folgt: „No. 39 zeigte tiefe Lebensweisheit in anziehendem orientalischen Stoffe, in dieser Hinsicht Platen's Abbaßiden vergleichbar, welche dem Ver-

fasser jedenfalls zum Vorbild gedient. Die Form erschien noch knapper als bei Platen (vierfüßige Trochäen); dieser Umstand erfuhr lebhaften Tadel, den man jedoch zurückzog, als man erkannte, daß der Stoff damit keineswegs im Widerspruch stand, wenn auch zugegeben wurde, daß der Dichter Platen's Versmaß der Abbaßiden hätte adoptiren können. Abgesehen von dem Gedankenreichtum des Epos erklärte man die Behandlung des Stoffes als vortrefflich.“





### 3. Das Mädchen von Capri.

Ein italienisches Idyll.

(1856.)

Zuerst erschienen 1859 in Schad's Musenalmanach;  
dann in zwei Auflagen als I. Theil der „Epischen Dichtungen“. München 1861.

Gesamt-Ausgabe: Band III, 1. Hälfte. Berlin 1872.



**E**ine gleich  
vollen-  
dete  
Schöpf-  
ung der

Grosse'schen Muse,  
ja in mancher  
Beziehung eine noch  
vollendetere

als die „Gundel“ und neben  
dieser zugleich die  
jenige, die gleich bei  
ihrem ersten Er-  
scheinen von der  
gesamten deut-  
schen Presse mit  
seltener Einstim-  
migkeit als ein  
wahrhaftes episches  
Cabinetsstück

gefeiert worden ist,  
tritt uns in dem  
farbenprächtigen,  
italienischen Idyll,  
das den dritten  
Band eröffnet, dem  
„Mädchen von  
Capri“ entgegen.  
Selbst der mäkel-  
süchtige, kaum et-  
was außer Platen  
und seine Schule  
beweihräuchernde  
Winckwitz hat nicht  
umhin gekonnt, in  
seinem „neuhoch-  
deutschen Barnab“  
dieser Erzählung in  
Versen einen her-  
vorragenden Platz

einzuräumen und sie unmittelbar neben „Hermann und Dorothea“ zu stellen.  
Nun! wir haben schon bei der „Gundel“ eine ähnliche Parallele zu ziehen

Ethé, Julius Grosse als epischer Dichter.



versucht und sind dieselbe hier zu erneuern um so mehr berechtigt, als dieses lebensvolle Bild aus dem sonnigen Süden bei gleicher Vorzüglichkeit im Einzelnen auch jenes großen welthistorischen Hintergrundes nicht entbehrt, der dem Ganzen erst die rechte gesättigte Farbe verleiht. Im „Mädchen von Capri“ baut sich die einfach schlichte und doch so ergreifend zugespitzte Herzensgeschichte auf dem gährenden Vulkan der Napoleonischen Völkerkämpfe auf; eine jener gewitterschwangeren Pausen in dem gewaltigen Kriegsdrama weckt und nährt die Liebe in den Herzen des nordischen Grafen und der Tochter des wellenumtosten Felseneilands, und ein neuer Ausbruch des verheerenden Wettersturmes reißt die kaum Verbundenen wieder auseinander auf Nimmerwiedersehen, knickt mit einem Schlage alle jene süßen Hoffnungsblüthen, die dem Boden gleichgestimmter Seelen entsproßt, knickt sie — vielleicht zum Heile Beider — in dem Augenblick, da schon der nagende Wurm der Zwietracht, des bittersten Zernüßnisses sie langsamem und qualvollem Absterben preiszugeben droht! Doch gering nur wäre die Kunst des Dichters anzuschlagen, würden allein durch diese äußeren Eingriffe, sei es des Zufalls, sei es einer ewigen, allwaltenden Vorsehung, die Geschehnisse der Handelnden bestimmt: nein! aus ihrem eigenen Innern heraus erwachsen dieselben mit folgerichtiger Consequenz, durch die Grundanlage ihrer Charaktere sind sie unabweisbar bebingt, und gerade in der Entwicklung dieses geistigen und seelischen Processes, in der feinen und doch so natürlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung bekundet sich des Verfassers eminente psychologische Begabung, mit der die poetische Gestaltungskraft und schöpferische Phantasie überall gleichen Schritt hält. Wie klar und scharf ist der Contrast zwischen der glühend überschäumenden, nur dem Heute lebenden Leidenschaft Giacinta's und der bei aller innigen Herzensneigung doch stets nüchtern prüfenden, stets die Zukunft in's Auge fassenden, berechnenden Vernunft Messandro's herausgearbeitet; — wie klar und scharf gezeichnet sind diese beiden Gestalten, wie ganz umwoben von dem morgenfrischen Hauche einer Poesie, die fern von allem Hergebrachten und Conventionalen in Form und Gehalt, in Farben und Bildern überall neue und originelle Bahnen sucht und findet! Eine Frauenfigur wie Giacinta, so kindlich innig, so mädchenhaft scheu und doch so früh schon am Strahl einer heißeren Sonne zum vollen, ganzen Weibe gereift, gleich schnell aufflammend zur beseligenden Liebe wie zum tobbringenden Haß, ist wohl kaum einem anderen Dichter der Neuzeit gelungen und stellt sich den besten Gebilden unserer classischen Epoche ebenbürtig an die Seite. Nicht weniger tief als die Charakteristik der beiden Hauptpersonen ist ferner die Grundidee des Ganzen, die sich wohl am besten in den klangvollen Versen S. 38 ausspricht:

„Nimmer erblüht dem Sterblichen Heil, in den Trümmern des Heute  
Sich sein morgendes Glück zu erbauen. Denn einzig für sich will  
Selbstgebietend ein selig Geschick uns Menschen beherrschen,  
Will wie aus himmlischen Höh'n als ein Gast voll Demuth empfangen,  
Nimmer jedoch entschleiert sein. Mit warnendem Blick spricht's:  
Frage das Glück nicht woher und warum? wer bist du? wo wohnst du?  
Schnel hinjohndet es schnell oder tödtet mit rächendem Strahl dich —  
Und fortspinnen dir neu an eisernen Fäden die Parzen.“

Es ist hier derselbe sinnige Gedanke verkörpert, der sich z. B. durch die Lohengrinsage hindurchzieht. Hätte Messandro, dem sich die herrliche Blume von Capri so arglos hingegeben, in dessen Liebe die Wunde ihrer früheren, treulos verrathenen Reigung glücklich vernarbt, ewiges Schweigen gewahrt, wie es zu spät ihm das Vermächtniß des Freundes empfohlen, hätte er nie in aufbrausendem Jähzorn mit selbstmörderischer Hand die Erinnerung an den entflohenen Geliebten in ihrer vertrauten Seele neu geweckt — glückselige, wonnige Tage hätte er in ihrem ungestörten Besitze an Capri's brausendem Meerstrand hinleben und jenes verlockende Bild mit allen seinen Reizen verwirklicht vor sich sehen können, das ihm Giacinta in so glühenden Farben entrollt (S. 35):

„Drunten die gasliche Flur und droben die schimmernden Säle  
Schön und mit Blumen geschmückt. Dort haufen wir glücklich verborgen,

Frei wie die Falken am Felsengebirg. Du als König von Capri  
Und als die Königin ich. Doch kommen die Tage der Sehnsucht  
Dir nach dem heimischen Lande, so zieh! Nicht sollst du gebunden  
An die verlorene Insel sein, gleich einem Gefangnen.  
Kamst du im Jahr nur ein einziges Mal — ich hielte dir Treue;  
Weint' ich auch heimlich bei Nacht, bei Tag doch machte der Stolz mich  
Heiter und froh vor dem Volk, als hielt' ich geheim dich im Hause."

Aber der Götter Reid entreißt ihm das unglückselige Geheimniß, das — einmal ausgesprochen — sie und ihn für immer unversöhnlich trennen muß, und so geht auch an ihm die Wahrheit jener Worte in Erfüllung (S. 16):

„Wie am blauen Himmel  
Stets die unendliche Nacht durch Ströme des Lichtes hindurchblickt,  
Also belauert die Träume des Glücks stets wachend die Sorge,  
Spendet uns Schlaf in dem eigenen Schooß und lächelt unheimlich;  
Denn sie weiß es, wir gleiten herab, vom Traume gefangen,  
Wachen am Boden vom Sturz erst auf, dann führt sie uns weiter."

Doch Alessandro grollt und hadert nicht mit dem unerbittlichen Schicksal. Bis an das Ende seines Lebens hegt er still im Herzen das Bild jener glücklichen Jugendtage voll reifster Liebe, und sich und die Leser versöhnend ruft er aus (S. 46):

„Hohl sind die Freuden der Welt und ein Schatten der Leidenschaft Taumel.  
Ghatterbeschäftigt ist der glückliche Mann, dem die volle Natur sich  
Einmal ergab in Reiz und Fülle des quellenden Lebens,  
Das kein Gold euch erkaufte, noch Kunst. Von Tausenden trinken  
Wenige nur an dem Quell der ewigen Schönheit und Jugend.  
Rein sei die Lippe, getreu sei das Herz, und die Seele der Einsatz,  
Daß sie in Liebe sich selber vergift und im Strome der Wesen  
Untertauchend sich findet im heiligen Schooße der Urkraft,  
Die uns zur atmennden Welt entließ, die in Wiegen uns schaukelt,  
Oder im Sarg. Denn im Leben und Tod, und im Kommen und Gehen  
Führt sie hinauf uns zur göttlichen Ruh. Enthülle sie euch auch  
Einst ein himmlisches Herz, wie mir im Mädchen von Capri."

Wie wir sehen, ist auch dieses Idyll gleich der „Gundel“ in Hexametern geschrieben, und schon die angeführten Proben beweisen, daß die Behandlung derselben eine durchaus gewandte und ansprechende ist. Hält man diese neue Ausgabe mit den früheren zusammen, so zeigt es sich, wie emsig und sorgsam der Autor auch hier die Verse gefeilt und die vielfachen Härten in den ersten Auflagen zu tilgen sich bemüht hat. Ebenso ist in der Einleitung durch ein paar geschickt hinzugefügte Zeilen die Scenerie dem Leser viel klarer und anschaulicher vor Augen gerückt, als dies ursprünglich der Fall war. Nur an einigen wenigen Stellen möchten wir theils der früheren Fassung der Verse den Vorzug geben, theils noch diese oder jene Aenderung, die zur Abrundung des Ausdrucks beitragen würde, angebracht wissen. Einen weiteren Vergleichspunkt mit jenem Hochlandsepos bieten die auch hier von einem ganz wunderbaren Duft umflossenen Naturschilderungen, die herrlichen Landschaftsbilder jener wie in Märchenpracht erglänzenden, funkelnden Insel, jenes Eilandes, das der Erzherzog Max, Mexiko's unglücklicher Kaiser, an einer Stelle seiner Reiseskizzen so schön „einen Sitz der Sonnenkraft, ein Gedicht leidenschaftlicher Zauberkiebe, aus feurig wilder Brust entspringen“, nennt. Aus jedem Worte derselben fühlt man das Selbstgeschauten heraus, und mit Recht bezeichnet sie der Autor in seinem Nachwort als eine Reproduktion unvergeßlicher Eindrücke einer anmuthigen Natur. Auch die Beschreibung der Meerfahrt von Neapel nach Capri gleich im Anfang reiht sich jenen würdig an, und wir citiren sie als glänzendes Muster poetischer Malerei (S. 7):

„Ave Maria war's. In Blut aufstammte der Golf noch  
Weit in süßigem Glanz. Fern blühten die Burgen und Villen  
Schimmernd in silbernem Licht; doch am Gipfel hoch des Vesuvs  
Schwamm eine rosige Wolke des Rauchs, doch ohne Bewegung,  
Als verbürge sie Götter dort. Im nächtigen Schatten  
Standen die Meercastelle, der Mastenwald in dem Hafen;  
Draußen aber im Dufte, im fernen, strahlte das Eiland,  
Reich an Sagen, ein felsiger Dom, von Schwalben umflogen."

Was dem Gedicht endlich noch so recht das specifisch epische Gepräge ausdrückt, sind die vielen, geschieht in die jedesmalige Scenerie verwebenen, gleich wohlthuen- den Ruheplätzen und labenden Fernsichten den ernstn Gang der Handlung annuthig unterbrechenden Anklänge und Reminiscenzen an Sagen und Märchen der Vorzeit, so an Charon's Schuld und Strafe (S. 10), an Klotho's, der Schicksalschwester, verderbliche Liebe zu dem sterblichen Helden (S. 29), an Wainemnon's, des finni- schen Lichtgottes, Kampf mit dem Aar (S. 15), an der Mithraspriester blutige Opfer und der Isis milden Dienst (S. 17), die, größtentheils eigene Erfindung, viel- fach ächt antiken Geist athmen und lebhaft an die besten Vorbilder auf diesem Ge- biet, an Homer und Göthe, gemahnen. Ein Gleiches gilt denn auch von der pro- phetischen Vision (S. 39), die Alessandro im vorahenden Geiste erschaut, als er, alle trunkenen Träume, alle Zweifel und Pläne künftigen Glückes kühn von sich werfend, forteilt in die ferne Heimath, ihre Herde und Altäre zu schützen gegen die in drohenden Wolken heranrauschenden, unübersehbaren Heere des corthischen Eroberers. Wie das ferne Eiland glühend im purpurnen Dufte verlinkt, und er brütend zurückstarrt in die glänzende Nacht, da zieht ein düsteres Bild herauf vor seiner Seele, ein Bild jener Schreckenstage, die Europa's Besten im Donner der Völkergewitter manken, die gewaltige Heere zermalmt, Prachtstädte im Brand, Welt- reiche versinken und Cäsaren vergehen sah. Doch man höre und urtheile selbst:

„Niesengestalten uralte erblickt' ich am eisigen Nordpol,  
Nornen graunvoll ernst. Sie webten am Loose der Zukunft  
Schweigend und blutigroth; umflammt vom Brande des Nordlichts,  
Spannen sie Fäden für Leichen im Schnee an tödlichen Spinnrad.  
Wolken sie kamen vom West — Heuschrecken in zahllosen Schwärmen  
Ueber die Eiden, verfinstern den Tag. Aus Urnen des Segens,  
Die Jahrsundert lang genährt den Garten der Erde,  
Flossen nun Ströme von Blut. Auf lustigen Brücken im Mondlicht  
Ritten mit Fahnen von Flor unzählbar Geschwader von Todten.  
Flut um die Städte der Könige schwall. Zu Sagen der Vorzeit  
Wurden der Sommer und Lenz in dem ewigen Winter der Nachwelt.  
Lustig allein flog über das Eis auf klingendem Schlitten  
Fest und Verderben. Verwirrt jetzt waren die Zeiten des Jahres,  
Jugend und Alter, dem Tod schon erbarmungslos Alle verfallen,  
Seit der Gorgone dem Kronos entriß die Sichel des Schicksals.“ —

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Julius Grosse ist ein wahrhaftiger Poet. Verschmähten wir nicht den Schmutz metaphorischer Redeweise, so könnte von ihm wohl mit Recht gesagt werden, daß ihn die Muse mit huldvollem Blicke angeschaut habe. Die unend- lich mannigfaltigen Bilder, die sich vor dem Auge drängen, weiß er in leicht gezeichneten und doch scharf bestimmten Umriffen aufzufassen, und will er sie mit Farben beleben, dann sind es nicht die matten, abgeblähten, die unsere poe- tischen Maler fast allein noch auf ihren Paletten finden; es sind vielmehr die gesättigten, vollen, in Gesundheit strahlenden Farben, aus denen Fülle und Wahrheit des unmittelbaren Lebens kräftig und tüchtig uns anprechen. — Das „Mädchen von Capri“ ist reich an herrlichen, charakteristischen Bildern italienischer Natur und Sitte; hier ist Alles aus unmittelbarer lebendiger Anschauung herausgezeichnet.“

Wilhelm Genssen in der *Mukirten Zeitung*.

„Diese Dichtung schwimmt in dem ganzen Farben- Zauber einer poetischen Atmosphäre.

Trefflich sind die landschaftlichen Stimmungstöne wiedergegeben; überall erkennt man das künstlerische Auge und die kundige Hand, die ebenso aus dem Vollen zu schöpfen, wie leise zu nuanciren und abzustufen versteht. Wir sehen die reale Welt Italiens, durch die Kunst mit einem verklärten Licht umgeben, vor uns. — Wir finden eine solche Fülle von Poesie in Schilderung und Ausmalung äußerer und innerer Zustände über die dargestellten Verhält- nisse gestreut, daß wir in dem berausenden Dufte eines taufendfältig erschlossenen Wäldchen- frühlings schwebeln.“

Otto Roquette in der *Allgem. Preuß. Zeitung*.

„Das Werk versteht uns auf classischen Boden; in plastischer Klarheit erhebt sich die Gestalt des Mädchens von Capri vor unsern Augen, und die zauberwolle Herrlichkeit des süd- lichen Felsenlandes steigt vor unserer Seele empor, wenn der Erzähler der Geschichte, ein betagter russischer Officier, im winterlichen Norden die Erinnerungen der Jugend heraufbeschwört.

Wir werden an Platen oder an Dichtungen wie Goethe's „Alexis und Dora“ erinnert.“

**Augsburger Allgemeine Zeitung.**

„Was die einfache Fabel vor Allem ver-  
schönt und auszeichnet, das ist die durchaus  
noble psychologische Zeichnung der beiden Haupt-  
figuren und das hochpoetische Bild, das uns  
von jenem Idyll auf Capri entworfen wird; das  
Glück des Sinnenlebens, des ungehörten, die  
majestätische Einfachheit dieser Naturen, die noch  
immer wie Nautilus sind, die heitere Beglück-  
samkeit ihres Lebens sind nie feiner empfunden,  
nie schöner dargestellt worden.“

**Felix Dahn in Prutz' Deutschem Museum.**

„Unserer Uebersetzung nach ist das „Mäd-  
chen von Capri“ eins der besten Erzeugnisse der  
neuen deutschen Poesie überhaupt; und in der  
lyrisch erzählenden Gattung ist seit „Hermann  
und Dorothea“ nichts, das diesem Werke Groffe's  
gleich läme, erzeugt worden. Ein echtes,  
gesundes Flügelkind jener wunderbaren Ver-  
bindung des antiken Geistes mit der modernen  
Weltanschauung — wie selten ist dieser Bund  
fruchtbar gewesen! — ist es vom Schöpferhauche  
Homer's und Goethe's gleich stark durchglüht.“

**Ludwig Storch in der Gartenlaube.**

„Im „Mädchen von Capri“ verbinden sich,  
als getreuer Ausdruck von Groffe's ganzer Art  
und Natur, freies, bewußtes Weltverständnis  
und männliche Lebensbeherrschung mit wahrhaft  
künstlerischem Natursinn und edelster Herzens-  
güte zu einer ebenso pitanten als gesunden

Gesamtwirkung. . . . Es ruht ein lieber,  
warmer Ton auf dem Ganzen. Wir fühlen  
hier, wie überhaupt bei Groffe, wie die kräftige,  
verständige Lebensführung, die realistische Grund-  
stimmung des gegenwärtigen deutschen Geschlechts  
gegen die Ideale unserer Väter mit Nichtem in  
unlösbarem Gegensatz steht.“

**Fr. Arxhig im Salon.**

„Der Dichter behauptet bei allem Glanz der  
Schilderung eine plastische Einfachheit und Har-  
monie; das Ganze ist bestridend durch seine rei-  
zende poetische Natürlichkeit.“

**Wilhelm Buchholz in der Leipziger Zeitung.**

„Es ist eine Liebesgeschichte, halb lieblich,  
halb wehmüthig, die aber auch eines tief ernst-  
haften Hintergrundes nicht entbehrt. Groffe gehört  
überhaupt zu unseren wenigen ernsthaften Dich-  
tern — ich meine solche, denen es mit der Poesie  
und ihrem Schaffen, selbst wenn sie Heiteres  
dichten, heiliger Ernst ist. So ragt das „Mädchen  
von Capri“ durch seine psychologische und gedant-  
liche Tiefe hervor, dann durch seine prächtigen,  
auf's Sorgsamste ausgemalten Naturschilderungen,  
von dem Sonnenglanz des Südens und dem  
Duft der Poesie umflossen.“

**Neue freie Presse.**

„Groffe steht unbedingt in der vordersten  
Reihe unserer epischen Dichter; — namentlich sein  
„Mädchen von Capri“ gehört zu dem Schönsten,  
was auf dem Gebiete der poetischen Erzählung  
überhaupt geschaffen worden ist.“

**Dannoversche Presse.**



## 4. Owaja.

Ein Bild aus dem Westen nach Armand.

(1867.)

Gesammt-Ausgabe: Band III, 2. Hälfte. Berlin 1872.



**D**ie größte Hälfte des dritten

Bandes nimmt eine poetische Nachbildung, eine Art Reproduction jener bekannten und vielfach in Blättern abgedruckten Episoden aus Armand's Roman: „An der Indianergrenze“ ein, die, ein kleines Epos für sich, durch ihre lebhafteste Farbe und künstlerische Einfachheit Grösse so imponirte, daß er sie in Verse umzugießen beschloß. Eng an das Original sich anschmiegend, hat er Scene für Scene aus dem erschütternden Liebesdrama Farnwald's und der schönen Indianerin Owaja in volltönenden Rhythmen nachgesungen, und wir glauben, das Publikum sowohl wie Armand selbst können dem Ver-

fasser nur dankbar sein, daß er diesem Edelstein erzählender Dichtung eine Fassung gegeben, durch welche derselbe erst in wahrhaft glänzendem Lichte strahlt und dem Vergessen werden für immer entrückt ist. Die Wahl der serbischen Trochäen hat sich auch bei diesem modernen Stoffe als durchaus passend und zweckentsprechend erwiesen, zumal Grösse ja gerade in der Handhabung dieses Metrums schon in so manchen

seiner Lieder „Aus bewegten Tagen“ und in der, den zweiten Band dieser Sammlung füllenden „Tamarena“ seine hohe Meisterschaft bewährt hat. Zur Vergleichung dieser Nachbildung mit dem Original und zur Beurtheilung, in wie weit die Form dem Inhalte angemessen ist, werden die beiden folgenden Proben genügen.

Aus dem zweiten Gesange (S. 52):

„Sag', wer ist die Schönste? Dort im Schatten  
Einer Felsenulme steht ein Mädchen,  
Lederstreifen flücht sie flücht zum Lasso.  
Sanft und lieblich ist die Siebzehnjähr'ge,  
Und Owaja heißt sie. Jenes Häuptlings  
Enkkin ist sie. Von den Seinen allen  
Blieb allein das Mädchen noch am Leben.  
Treu und hülfreich ist sie stets den Frauen,  
Reich an munterer Laune und an Scherzen,  
Und geliebt vom ganzen Vepanstamme.  
Schlant und zart gewachsen ist Owaja,  
Klein und schön geformt ist Fuß und Händchen,  
Frei und anmuthvoll trägt sie ihr Köpfchen,  
Blüht auch tiefe Blut oft aus dem Auge.

Schwarz und glänzend sind die schlichten Haare,  
Leicht geknüpft mit rothem Lederbunde  
Und geziert mit bunten Federquasten.  
Besser war die Perlenschnur des Radens,  
Fester saß um ihren Arm die Spange,  
Zierlicher gestickt auch ist ihr Schuhwerk,  
Reichlicher mit Franzen ist ihr Röschchen  
Ausgeschmückt, als bei den andern Mädchen,  
Höher schied sie ihren Pfeil zum Ziele,  
Sicherer sitzt sie auf des Rosses Rücken,  
Als die Männer alle; leidenschaftlich,  
Ausgelassen ist Owaja heute,  
Morgen wieder still in sich versunken  
Und in Waldeseinsamkeit sich bergend.“

Aus dem sechsten Gesange (S. 74):

Ungeführt verstrichen Bonnezeiten  
Für die beiden Glücklichen der Wildniß,  
Und der Frühling kam in vollem Glanze,  
Kam im vollen Donner seiner Allmacht.  
Auch genesen war bereits der Kranke,  
Daß er lächelnd saß im Rosengarten,  
Daß er mühsam schon am Arm umherging,  
Daß er täglich wachsen sah die Kräfte. —  
Doch im Glück schlüft der Keim des Unheils,  
Wie die Wolke, die den Blitz versteckt hält,  
Schwarz sich sammelt aus dem goldnen Dunste.  
Schwere Wetter, brausend majestätisch,  
Feierten den Frühling der Prärieen,  
Und der Donner hallte von den Wänden,

Und im Blitschein leuchteten gespenstisch  
Ost der Cordilleren weiße Kämme.  
Nieder schoß der Regen aus den Wolken,  
Prasselnd, rauschend, Tod und Segen spendend.  
Heiter glänzte wieder dann das Sternlicht,  
Und die Liebe glaubt an ihre Sterne!  
Wieder auf dem Wege war der Reiter,  
Und er klopfte den Hals oft seines Hengstes;  
Heut' durchschwimmen galt es kühn die Stromflut.  
Denn gewachsen waren weit die Wasser.  
Höher aber wuchs der Strom der Sehnsucht,  
Spottend aller Mut der Elemente;  
Denn die Liebe glaubt an ihre Sterne!“

## Anszüge aus einigen anderen Recensionen.

„In „Owaja“ tritt die virtuosenhafte Behandlung des dichterischen Landschaftsbildes noch mehr hervor. Von ihm schon umrahmt und gehoben fügen sich rückichtslos hingebende Liebe des wilden Naturkinds, grimmer Männerkampf, poetisches Farmer- und Indianerleben zu einem pitanten erotischen Bilde zusammen!“

Fr. Krehlig im Salon.

„Meisterlich ist in beiden (dem „Mädchen von Capri“ und „Owaja“) die kräftige Zeichnung der Hauptfiguren und die damit im Einklang stehende Natur- und Seelenmalerei, die durchsichtige Einfachheit der Fabel und die oratorische Fülle und Glätte der Verse. Die Löhne, die namentlich in „Mädchen von Capri“ angeschlagen worden, erinnern in ihrer plastischen Vollendung an klassische Vorbilder, und besonders

an Goethe's „Hermann und Dorothea“. . . . Die Erzählung „Owaja“ in volltönenden farbigen Tönen ist eine freie Nachdichtung aus Armand's vielgelesenem Roman „An der Indianer-Grenze“ und malt uns das ebenso liebliche, wie erschütternd erbeude Liebesdrama des deutschen Pflanzers Farnwald und der schönen windschnellen Indianerin Owaja.“

Allg. lit. Anzeiger f. d. evang. Deutschland.

„Nach Groffe's eigenem Geständniß ist ihm die Natur des Westens völlig fremd — und wie wunderbar anschaulich ist auch hier die Scenerie: In Wahrheit, der Gelfstein jener herrlichen Novelle hat hier erst die ihm gebührende Fassung gefunden.“

Schlesische Zeitung.



## 5. Farek Musa.

Eine morgenländische Novelle.

(1857.)

Zuerst erschienen in zwei Auflagen als II. Theil der „Epischen Dichtungen“. München 1861.

Gesamt-Ausgabe: Band IV, 1. Hälfte. Berlin 1872.



**W**ie in der ganzen Tonsfarbung, so befundet sich auch in der Grundidee dieser, durch spannende Handlung und überraschende Charakterzüge hervorragenden Erzählung eine gewisse Familienähnlichkeit mit der ersten morgenländischen Dichtung, der „Tamarena“. Dort, wie hier, geht der Held erst durch schwere Prüfungen hindurch in das langersehnte Paradies eines dauernden ehelichen Glückes ein; — dort wie hier ist es die Geliebte selbst, die ihres Herrn und Gebieters leidenschaftliche und allen Schicksalsschlägen trotzende Neigung auf die härtesten Proben stellt. Der einzige, freilich schwer genug wiegende Unterschied beider besteht darin, daß Tamarena, durch ein listiges Spiel getäuscht, so zu sagen unbewußt

handelt, als sie ihrem Gatten die bittersten Qualen bereitet, Farek Musa's Erkorene aber sich der ganzen Schwere und Verantwortlichkeit ihrer That von vornherein bewußt ist. Auf den ersten flüchtigen Blick hin könnte es

dennoch scheinen, als hätten wir es in der Novelle „Farek Musa“ nur mit einem Gegenstück, einer Art umgedrehter Copie von Halm's „Grisebdis“ zu thun. Aber schärfer betrachtet erweist sich das hier behandelte Motiv doch als weit verschieden von jenem, und zwar zu seinem eigenen Vortheil. Ist es in Halm's prickelndem und die Nerven der Leser und Hörer vielfach geradezu widerwärtig berührenden Stücke der beleidigte Stolz des Mannes allein, der sein Weib zur Befriedigung der eigenen Eitelkeit in der unerhörtesten Weise foltert, so liegt hier im „Farek Musa“ doch ein weit sichhaltigerer Beweggrund vor. Die ihm auferlegte Prüfung ist die gerechte Strafe für den starren Sinn, mit dem er jede Liebe hochmüthig verschmäht, und den kranken Uebermuth, der ihn alle Weiber als leichte Waare hat ansehen lassen, feil für jeden, welcher sie mit Gold zu erkaufen vermag. Beredelt an Geist und Herz geht er aus diesem Läuterungsfeuer hervor, und naturgemäß ist der Abschluß dieser Erzählung denn auch ein anderer, als der jenes gleich übermäßig gepriesenen und geschmähten Schauspiels. Als dem durch seine vergötterte Sklavin in die bitterste Armuth, in das tiefste Elend herabgestürzten Farek endlich die Binde von den Augen genommen wird, als er aus seinem schrecklichen Traume zur schönsten Wirklichkeit erwacht, und nun das durch soviel Leiden erworbene Glück in der holdesten Gestalt verkörpert vor ihn tritt, ihm zurufend:

„Jenseits bist du nun des Stromes,  
Jenseits bist du nun meineigen!  
Anders wußt' ich's nicht zu süßen,  
Deinen starren Sinn zu strafen,  
Und dein weiches Herz zu lohnen.  
Wohl durchweint hab' ich die Nächte  
Und durchsorgt hab' ich die Tage,  
Da du elend um mich wurdest  
Und die Schmach der bittren Armuth  
Treu um mich auf dich genommen.  
Wohl gefleht hab' ich zu Allah,  
Denn ich wag' ein unerhörtes  
Und gefährlich Spiel mit Menschen,  
Mit dem Schicksal, mit dir selber:  
Denn ich führte dich zum Abgrund —  
Doch du schrittest ohne Schwindel.  
Allah Dank, daß er dich schirmte!  
Staune länger nicht, mein Farek!  
Wohl verdient' ich, von dir selber  
Hart verstoßen nun zu werden,  
Weil zum Spiel ich Dual bereitet.  
Nein, verstoß' mich nicht, Geliebter,  
Denn voll Reu ist meine Seele,  
Und voll Demuth schlägt mein Herz dir!  
Strafe mich, wie du begehrtest,  
Doch verstoß' mich nimmer, Farek!  
Denn deineigen wollt' ich werden,  
Sklavin, Magd und Braut und Gattin,  
Laß' uns bleiben noch auf Erden,  
Noch einmal den Traum zu träumen,  
Noch einmal geliebt zu leben,  
Glücklich heut für alle Zeit!“ —

da scheidet er sich nicht von ihr, wie Grisebdis vom Parcial, unheilbar im Innersten verwundet — nein! gerührt und innigen Dankes voll sinkt er ihr, die ihn seit frühester Jugendzeit geliebt, ohne daß er es geahnt, die längst schon Herz und Seele ihm geweiht, als er noch mit Abscheu von ihr gesprochen und ihr züchtig Werben spöttisch verworfen, zu Füßen und genießt, auf immerdar vereint mit der Angebeteten, nun doppelt all den Glanz und Reichthum, der ihm so unverhofft zurückgegeben. —



## Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„In rascher, kräftiger Darstellung schreitet die Erzählung vorwärts, von zarten lyrischen Anklängen begleitet. Die schimmernde Pracht des Orients thut sich auf, über manchen Scenen liegt reizend der leise Duft des Märchens; aber das rein Menschliche, auf dem der Gehalt des Ganzen beruht, bleibt von ihm unverhüllt.“

Wilhelm Hemsen in der Illustrierten Zeitung.

„Fassen wir unser Urtheil zusammen, so sind diese neuesten Dichtungen Grosse's als eine wahre Perle der modernen Epik zu bezeichnen, und weit entfernt, bloß zur flüchtigen Unterhaltung zu dienen, werden sie durch Gehalt und

Form eine dauernde und ehrenvolle Stelle in der deutschen Literatur einnehmen.“

Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung.

„Aus Grosse's Dichtungen züngeln nicht die Schlangen der Verführung wie aus Blumen heraus; in seinem Kelche ist reiner Wein, und kein berauschendes Gift ist eingemengt. Grosse heiligt mit seiner Poesie; er verschmäh't es, in den Pfühl gemeiner Leidenschaften hinabzuziehen, und er speculirt nicht auf guten Markt; ihm ist der stille Raum der Familie der liebste Ort, und an seinem Buche können sich Vater und Tochter, Mutter und Sohn erquiden.“

Wiener Blätter für Theater, Musik und Kunst.



## 6. Die Sphinx.

Ein Phantasiestück aus dem siebenzehnten Jahrhunderte.

(1857.)

Zuerst erschienen im „Düsseldorfer Künstler-Album“. Jahrgang 1863.

Gesamt-Ausgabe: Band IV, 2. Hälfte. Berlin 1872.



**I**n eine nicht minder phantastische Welt als die des Morgenlandes führt uns die „Sphinx“, ein ganz eigenartiges, farbenreiches Gemälde aus jenem mildbewegten Jahrhundert, das zu gleicher Zeit Deutschlands beste Blüten von dem verheerenden Sturme eines dreißigjährigen Völkerkampfes geknickt und im fernen Albanien von den Flammen eines mörderischen Bürgerkrieges der Stuart's morschen Krone in Schutt und Trümmer sinken sah. Ein Phantasiestück nennt es der Dichter — ein unenthülltes Mysterium hätte er es noch richtiger nennen können, denn gleich der Heldin selbst, in deren unergründlich tiefen Augen Dämon und Engel als Ge-

schwister schlafen, aus deren Madonnenantlitz es wie Feuerhauch loht, aus deren krausen Locken Gorgoschlangen zucken, indeß die Lippen plaudern und singen, ist auch die ganze Erzählung selbst eine Art geheimnisvoller Sphinx, und

vergeblich bemüht sich der Leser, auf so manche ihrer Räthselfragen eine genügende Antwort zu finden. —

Wie lassen sich die Worte, die in des Magiers Höhle dem liebeerglühten und doch bisher so fruchtlos um die Geliebte werbenden Lord Arthur in's Ohr tönen, und, da sie dem Ganzen als Motto vorgesetzt sind, doch wohl die eigentliche Grundidee des Gedichtes markiren sollen (S. 86):

„Wollt ihr die Seele, nehmt zuvor den Leib,  
Ihr könnt nicht weiser, als Naturmacht werden,  
All ihre Wunder gab sie nur dem Weib,  
Denn sie will selig machen schon auf Erden.  
Habt ihr das Recht, die Erde zu verachten,  
Erst Menschen kaum, nach Geisterglück zu trachten?  
„Natur erfreut sich einzig an Natur,  
Natur kann einzig die Natur besiegen“:  
So sprach schon Osthanes und Epikur: —  
„Natur wird herrschen, ihr doch unterliegen!  
Das All, die Sterne nimm — den Himmel droben,  
Nimm ihn erst drunten, und du wirst Gott loben!“

mit der überall so eindringlich hervorgehobenen unnahbaren Høhheit und der düsteren Strenge jenes Frauenbildes vereinen, das wie mit Löwenstärke den berapigten Jüngling von sich stößt, in hehrer Würde stolz vor ihm zurückweicht, als er die blöde Scham einmal abzustreifen und kühn sie zu umschlingen wagt, und ihm zürnend zuruft (S. 92):

„Ob sel'ge Geister wieder auferstehn,  
Ob Mächte der Natur dem Magier dienen,  
Ich weiß es nicht, doch ihr müßt eingestehn,  
In eurer Unruh', euren Fiebermienen,  
Daß solche Mächte nicht vom Himmel stammen,  
Die euer Herz berauschen und entflammen.  
Wie tief sie sich im Dunkel auch verlor,  
Doch eine Sehnsucht bleibt der Menschenseele,  
Die hebt sie rein aus jedem Pfuhl empor,  
Und tröstet sie, wie sehr die Angst sie quäle;  
Doch habt ihr sie den Sinnen erst verschrieben,  
Wie könnt ihr rein und selbstsuchtlos mehr lieben.“

Ober liegt die Pointe der Dichtung vielmehr in den schönen Versen ausgesprochen, mit denen am Schluß jenes seltsame, so himmlisch reine und doch wieder so verführerisch lockende Weib gezeichnet wird (S. 111):

„Nur selten lebt auf Erden, sich zum Leid,  
Solch Meisterstück, dran sich Natur vollendet;  
Doch zeichnet sie der Götter heil'ger Reid,  
Weil ihre Macht, ihr Glanz an ihnen endet,  
Weil Menschen stolz vor solchen Frauen knien,  
Die still mit Schönheit Sterbliche erziehen.  
Den Wasserrosen ist ihr Dasein gleich,  
Die einsam blühen in Teichen, wunderbaren.  
Dort sieht sie nur, wer zu der Wolken Reich  
Besüßelt schwebt gleich Schwänen und gleich Aaren; —  
Wer einmal schaute solche Wunderblume,  
Entgöttert sind ihm andre Heiligthume. —  
Versagt ist ewig Liebe solchen Frau'n,  
Sie gleichen ganz der Vesta Priesterinnen;  
Voll Ehrfurcht dürfen wir zu ihnen schau'n,  
Nie sie begehren mit erglühten Sinnen,  
Denn sie sind heilig durch des Unglücks Weihen,  
Unselig wird, der wagt um sie zu freien!“ —

Aber auch dann fügt sich nicht alles glatt ineinander, und etwas sich Widerprechendes, Unaufgeklärtes bleibt immer zurück. Vielleicht hat das gerade der Dichter beabsichtigt; vielleicht ist es ihm nur dadurch gelungen, seiner poetischen Schöpfung diesen wunderfamen Zauber zu verleihen, der Gemüth und Phantasie

gleich unwiderstehlich mit sich fortreißt. Von höchstem psychologischen Interesse ist jedenfalls diese Figur der Heldin Vittoria, die durch Kindespflicht und Naturgebot mit heiligen, unlösbaren Ketten an den frevlerischen Vater, den betrügerischen Alchymisten geknüpft ist und umsonst sich für ihn opfernd preisgibt, umsonst auf alles Glück des Lebens verzichtet, um ihn von Schuld und Verdammniß zu retten. Und dieser magische Reiz der „Sphinx“ wird noch erhöht durch den ganz unvergleichlichen Wohlklang der Verse, die so rein und volltönend, wie hier, sich kaum in einem anderen Werke Grosse's wiederfinden, und durch die gesättigte Schilderung italienischen Lebens aus jener Epoche des goldenen Florenz, da Galilei's kühner Genius den alten Sternenglauben erschütterte und in Kerfarnacht, in Acht und Bann auch an sich jenen Fluch erfahren mußte, der jeder Geistesgröße hienieden beschieden ist. Neben den schon citirten Stellen mögen hier noch die folgenden, den Eingang der eigentlichen, kunstvoll umrahmten Erzählung bildenden Strophen als Proben des Stils aufgeführt werden (S. 62):

„Dort in Florenz, wo klar der Arno fließt,  
In Jugendtrog und ernster Geistespannung,  
Die streng ihr heilig Leid in sich verschließt,  
Verlebt' ich lange Jahre in Verbannung:  
Damals verstand ich Dante's Lied und Leiden,  
Wie er die Heimath hoffnungslos zu meiden. —  
Geweiht war mir der Ort, wo er bei Nacht  
Vorüberfloh dereinst den Weg der Trauer.  
Noch blühte dort der Gärten stolze Pracht,  
Noch wehten dort der Abendwinde Schauer  
Um Beatrice's Grab, das Niemand ehrte;  
Nur mir erschien im Glanze die Verklärte.  
Wohl sang der Dichter, durch der Hölle Grau'n,  
Durch's Feuer, das die Seelen vorbereitete  
Zum Fluge nach des Paradieses Au'n,  
Hab' ihn ein alter Sängerknecht geleitet:  
Doch lebt' er selber diese Höllenreise, —  
Und so auch ich, wenn auch in andrem Gleise. —  
Wie glücklich war ich, kühne Jugendkraft  
Baut ihre Brücken über Lust und Wellen.  
Schon überschritten wähn't' ich zauberhaft  
Des Abgrunds und des Fegefeuers Schwellen:  
Denn lebend sah ich wandeln Himmelsjugend,  
Die Fülle aller Schönheit, aller Tugend. —  
Dem wird die höchste Gnade dieser Welt,  
Dem Gott will sein Geheimniß offenbaren.  
Al' andres Glück, das uns vom Himmel fällt,  
Muß wehenlos in Nacht und Schutt zerfahren.  
Nur wen die Liebe einmal rein durchglühete,  
Der sah in's Antlitz seiner ew'gen Güte!“ —

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Die Darstellung gleitet in ruhigem Tone dahin, ist reichlich mit Betrachtungen durchsetzt, nicht ohne Schwermuth und Tiefe, doch freundlich gemildert und wie von sanftem, traulichem Licht übergossen durch die versöhnende Harmonie, in der hier die Erinnerung an unerfülltes Sehnen und Götterneid mit ruhig-gesundem und noch hoffnungsfreudigem Glückbewußtsein verschmilzt.“

Fr. Krenzig im Salon.

„Die Gedanken sind flüssig, wie die Reime; nirgends findet sich Triviales und Anstößiges, und in die so anmuthende, sprachliche Schönheit sichtet der Dichter als beste Würze auch tiefsinnige Sprüche der Lebensweisheit ein, die das Lesen zu einer rechten Freude machen.“

Allg. lit. Anzeiger f. d. evang. Deutschland.

## 7. Der Magier.

Ein morgenländisches Märchen.

(1867.)

Gesamt-Ausgabe; Band V, 1. Hälfte. Berlin 1872.



ieder  
um-  
fängt  
uns die  
Zau-  
berpracht des  
Orients, wieder  
grüßt uns das  
„alte romantische  
Land.“ Gleich die  
schwungvolle Ein-  
gangsstrophe:

„Ein warmer Thau-  
wind weht vom Süd  
Und weckt mir auf ver-  
schollne Sagen  
Von Ländern, wo die  
Myrthe blüht,  
Und wo die Nachti-  
gallen schlagen.  
Der Zauberweisheit  
Qual und Wonnen,  
Des Morgenlandes  
Märchenpracht,  
Sie steigen auf mit  
Wüstenjonn  
Aus tausend und aus  
einer Nacht,“

versezt uns mitten  
hinein in den  
wundererfüllten  
Schauplatz dieses  
Phantasiegebil-  
des, das unter  
der losen Hülle  
eines Märchens,  
in dem schmuck-  
losen Rahmen  
eines schon ziem-  
lich bekannten und  
öfter verwertheten  
Stoffes — das  
persische Tati-  
name oder Papa-

geienbuch enthält eine Variation desselben und ebenso findet er sich in Addison's Spectator (LXVIII) — eine Fülle sinniger Gedanken und feiner Beobachtungen aus der Natur wie aus dem Menschenleben birgt. Es scheint fast, als sei das Problem der Metempsychose eine Art von treibendem Agens in Groffe's

dichterischer Thätigkeit geworden; dieselbe Idee, die er als poetisches Motiv für sein reizendes Phantasiestück „Abenteuer einer Seelenwanderung“ (Braunschweig, Westermann 1868) gewählt, das soeben in einer bedeutend erweiterten metrischen Neubearbeitung als Dichtung in zwölf Gesängen unter dem Titel: „Abul Razim's Seelenwanderung“ im gleichen Verlage wie diese Epen erschienen ist, und auf das wir weiter unten noch ausführlicher zurückkommen werden, bildet auch hier den Hebel der reichbewegten Handlung und leiht derselben ein erhöhtes Interesse, verinnerlicht und vergeistigt, so zu sagen, ihren äußeren formellen Verlauf. In der That, was ist die Darwin'sche Theorie im Grunde denn anders, als der — gleichviel ob glückliche oder unglückliche — Versuch einer wissenschaftlichen Fassung jenes geheimnißvollen Naturprocesses der altindischen Mythe? Mit Recht sagt daher David Friedrich Strauß in seiner neuesten, hochinteressanten Schrift: „Der alte und der neue Glaube“: „Menschwerdung! Wer sollte denken, daß so viele — nicht bloß Laien, sondern selbst Naturforscher, zwar an die Menschwerdung Gottes glauben, aber eine Menschwerdung des Thiers, einen Entwicklungsfortschritt vom Affen zum Menschen unglaublich finden? Die alte Welt, und auch jetzt noch der höhere Orient, dachten und denken darüber anders. Die Lehre von der Seelenwanderung verknüpft dort Mensch und Thier und schlingt ein geheimnißvolles, heiliges Band um die gesammte Natur.“ Riemlich dasselbe drückt unser Dichter in den Versen aus, die füglich als Motto seinem „Magier“ vorgelegt werden könnten (S. 3):

„Des Menschen Seele und Gedanken  
Umspannen weit der Schöpfung Raum;  
Die Formen wechseln nur, die schwanken,  
Denn alles Leben ist nur Traum!  
Auf Erden wechselt nur der Leib,  
Und jede Form, sie ist verständlich;  
Ob Baum, ob Thier, ob Mann, ob Weib,  
Der Seele Wandrung ist unendlich.  
Ob in der Fluth, ob in den Feuern,  
Im Schlangenei, im Weizenkorn,  
Das große Räthsel heißt Erneuern,  
Und immerdar beginnt's von vorn!“

Wir glauben hiermit zum Lobe des Gedichtes genug gesagt zu haben und fügen nur noch das Eine hinzu, daß auch hier, wie in allen epischen Erzeugnissen Große's, eine Reihe duftiger Stimmungsbilder und phantasievoller Reflexionen als kunstvoller Einschlag in das Gewebe des Ganzen verflochten sind. Wie treffend ist am Schluß des ersten Gesanges der Moment vom Dichter gezeichnet, wo der Schah den heuchlerischen Derwisch entzückt in seine Arme schließt und ihm sein Herz, sein Alles zu eigen giebt (S. 8):

„Und wie den Vater küßt die Braut,  
So hält Kallallah ihn umfassen;  
Er nennt ihn Freund und Bruder laut,  
Und stolzer glüht ihm Stirn und Wangen.  
Des Stromes Wellen leise rauschen,  
Und Mandolinen klingen fern;  
Des Mondes Strahlen heimlich lauschen,  
Und fern im Westen schießt ein Stern.“

Wie schön und wahr zugleich sind andererseits die folgenden Strophen gedacht (S. 25):

„Auch ihren Trost hat herbe Wein,  
Und Labung blüht auch tiefsten Qualen;  
Die Wüste schmückt Morgana's Schein,  
Die dunkle Nacht hat Sternenstrahlen.  
Die schwarzen Grüfte schmilden Kränze,  
Die Peri winkt, wenn's Auge bricht,  
An jedes Elends letzter Grenze  
Flammt neuer Hoffnung Morgenlicht“;

„Ein Traum ist jedes Erdengut,  
 Geliebt zu flüchtiger Lust und Bönne,  
 Drüm koste sie mit frohem Muth  
 Und sonne dich im Strahl der Sonne.  
 Ein Traum nicht minder sind die Sorgen,  
 Wie schwüler Wetterwolken Nacht,  
 Die Sterne doch, sie glühn verborgen  
 In alter, ungetrübter Pracht.  
 Das ganze Leben ist nur Tand,  
 Nicht werth der Klage, noch der Thränen.  
 Auf was wir bauen, ist nur Sand,  
 Und was wir fürchten, ist nur Wähnen;  
 Im Dulden nur und Leidvergeffen  
 Liegt alle Lebensfeligkeit.  
 Wer mehr begehrt — der ruft vermessen  
 Den Tod herauf vor seiner Zeit!“

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Wir wollen die Freude des Lesers nicht beeinträchtigen, indem wir vorweg die Schicksale der schönen Semrude und des edlen Fallallah erzählen; wir wollen nur constatiren, daß auch diese Dichtung den vollen Zauber einer in reichen Farben wie in reichen Formen glücklich und froh gestaltenden Phantasie athmet.“

Schleffische Zeitung.

„Fürwahr, Julius Grosse ist einer der seltenen Dichter, die eine überaus schwungvolle Phantasie mit reicher Kenntniß, tiefen Ernst des Schaffens mit sprühendem Humor verbinden und dabei der Form Meister sind, wie Rückert und Platen.“

Halle'sches Tageblatt.





## 8. Der graue Belter.

Ein Wald = Idyll aus den Arbennen.

Sechs Blätter in Watteau's Manier.

(1858.)

Zuerst erschienen in zwei Auflagen als III. Theil der „Epiſchen Dichtungen“. München 1861.

Gesamt-Ausgabe: Band V, 2. Hälfte. Berlin 1872.



Don Mos-  
sul's fer-  
ner Mär-  
chenflur  
entrückt

uns im „grauen  
Belter“ der Dich-  
ter auf den Schwin-  
gen der Phantasie  
raschen Fluges in  
das dämmerige  
Dunkel fränkischer  
Wälder, in die  
schweigende, welt-  
verlorene Wildniß  
der Arbennen, wo  
nur rosig Wolken-  
glüh den Frühling  
grüßt und sein ver-  
gessenes Blühn“, in  
jene friedlich stillen  
Gründe, wo um  
verwittertes Gestein  
sich hundertjähriges  
Moos schlingt und  
um Baumesleichen  
sich ein Idyll von  
Ranken webt; —  
wo hoch vom Fels-  
coloss die greifen  
Wipfel undurch-  
dringlich nachten,  
und mit hohlem  
Stamm und mor-  
scher Rinde so man-  
cher altehrwürdige  
Druidenbaum an  
längst ent-  
schwundene Götter-  
zeiten mahnt; — wo  
umkreist von Krä-  
hen und Raben-

schwärmen halbverfallene stolze Schlösser mit hallenden Gängen und winddurchwehten Sälen von alten Ritterzeiten heimlich flüstern und allüberall aus Thal und Ber-

Gehe, Julius Grosse als epischer Dichter.

Digitized by Google



geshöhn jahrtausendalte Vergangenheit ihre breiten Schatten in die taghelle Gegenwart wirft. Dort, wo Orlando einst Rosalindens Namen in alle Rinden geschnitten, wo Phoebe und Silvius, Probstlein und Käthchen im neckischen Schäferspiel mit-  
sammen gescherzt und getändelt, dort läßt auch unser Dichter die scharf individua-  
lisirten Gestalten seiner Erzählung in anmuthigen Bildern an uns vorüberziehen, läßt sie durch Leid und Trübsal hindurch des reichsten Glückes theilhaftig werden, jenes Glückes, das er mit den kurzen und doch so erschöpfenden Worten zeichnet:

„Ein Jubelruf aus tiefstem Seelengrunde,  
Ein selig Schweigen auf geküßtem Munde“.

Und ebenso wie durch Shafespeare's duftiges Ardenneidyll in seinem reizen den Lustspiele: „Wie es euch gefällt!“ geht nun auch hier durch Grosse's ganze Dichtung ein ungemein treuherziger, schalkhafter Ton, eine aus Witz und Ironie gemischte köstliche Laune, die das Interesse des Lesers niemals erkalten läßt, auch wenn die Handlung selbst hie und da etwas in's Stocken geräth. Schon die Wahl eines alten bieberen Schimmels, der mit seinem schlichten Instinct alle fein ange-  
gelegten Kniffe boshafter Reider zu Schanden macht und das getrennte Liebes-  
pärchen einander in die Arme führt, zum Helden und Träger des Ganzen, und  
mehr noch die meisterhafte Zeichnung der beiden trefflichen Typen aus der Pops-  
zeit, des alten Admirals und des Marquis, zeugen von jenem lachenden Humor,  
der leider in unserer deutschen Poesie so selten zu seiner ganzen vollen Wirk-  
samkeit und Geltung kommt. Daneben bietet der Stoff, wie schon die obigen kurzen  
Andeutungen errathen lassen, dem Dichter die mannigfachste Gelegenheit zu stim-  
mungsvollen Natur Schilderungen, und daß auch diese in nichts den besten Mustern  
nachstehen, daß sie ganz von jenem traumhaft zarten Duft umhoben sind, der uns  
z. B. in Noquette's „Walbmeister“, in Zedlig' „Walbfräulein“, in Vöttcher's „Früh-  
lingsmärchen“ und anderen so wunderbar anmuthet, mag vor Allem die folgende  
Probe beweisen (S. 53):

„Du goldene Zeit umschatteter Waldespracht,  
Wo Elfen tanzen in der Sommernacht!  
Durch grüne Dämmerung blüht der Farnen Duft,  
Laut rauschen Quellen in verborgner Kluft.  
Aufsteigt ein Taubenschwarm. Im Wellenglücken  
Geheimnißvolle Wasserblumen schwimmen.  
Waldeinsamkeit, hier schläft sie tief noch, wie  
Auf nie betretenem Inselstrand, wo nie  
Schneestürme hausten, nie ein Menschenfuß  
Natur entweicht, wo ewigen Lenzes Graß  
Blumen erweckt und hütet ungebrosen —  
So schwanden hier beglückte Sommerwochen.  
Ein Brautstand war's, wie einst in goldner Zeit,  
Als Götter noch um Sterbliche gefreit.  
Der stummen Bildniß nur ist's anvertraut,  
Daß sie sich grüßen Bräutigam und Braut.  
Die Wipfel nur, die Wolken und die Winde,  
Sie rauschen von dem Ritter und dem Kinde:  
„Hast Du sie dort im Kahne fahren sehn  
Auf dunklem Spiegel grüner Waldessee'n?“  
Die Lilien neigen sich; im tiefen Grund  
Erzählen sich's die Fische dort zur Stund. —  
„Sah'st Du sie am Druidenbaume sitzen?“  
Neugierig durch die Wipfel Strahlen blitzen.  
„Hört ihr sie singen? Schafft dort oben Ruh!“  
Ein Specht am Stamm rief's wilden Schwänen zu.  
„Sah't ihr sie jagen auf milchfarbnem Roß,  
Die Braut im Sattel hoch in seinem Schooß,  
Fortjagen durch die Tannen und die Schluchten?“  
Ein weißes Wölkchen sagt es fernem Dichten.  
„Bleibt hier — sie thun uns nichts!“ ein kluges Reh  
Rief's zu dem Hohnrühnwolke in dem See.  
Zahm schaut das Eichhorn nieder von dem Ast,  
Die ganze Freundschaft kam bei ihm zu Gast.

„Wir lieben sie, auf, laßt Gefänge schallen!“  
 Von allen Wipfeln sangen's Nachtigallen.  
 So ging die Zeit hin, älter ward das Jahr,  
 Sie liebten sich wie ein verlobtes Paar.  
 Kein Wort und kein Gedanke, der mit Schuß  
 Die Gegenwart entweih' und ihre Huld. —  
 Ein Traum ist diese Zeit, und kein Erwachen  
 Soll ihnen Sehnsucht oder Sorgen machen.“ —

Was die Quelle dieses Ardennenidylls betrifft, so ist sie in dem Novellenbuche F. v. Bülow's zu finden, der seinerseits wieder aus dem dritten Theile der *Fabliaux et contes du XIIème et XIIIème siècle*, Paris 1779 schöpfte. Groffe hat aber den alten, unseren Ansprüchen in seiner einfachen Fassung nicht mehr genügenden Stoff in so freier Weise umgedichtet und in allen Theilen so neu organisiert, daß er das volle Autorrecht dafür in Anspruch nehmen kann. —

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Der graue Jelter“ ist ein Cabinetsstück heiterer Ironie: frohe Märchenlaune, satirische Sittenschilderungen aus Louis XIV. Zeit und innige Poesie des Gefühlslebens vereinigen sich zu einem sehr erfreulichen Ganzen.“

*Bessische Morgenzeitung.*

„Hier waltet die Romantik mit dem Humor und der Ironie im freien Bunde und treibt wie im „Sommernachtsstraum“ ihren tollen Spuk. Der Dichter spielt schalkhaft mit seinem Stoffe, mit dem Leser und mit sich selbst. Seit Wieland im „Oberon“ der deutschen Literatur dies Gebiet erobert, haben es unsere Dichter nur selten mehr betreten, und doch beweist die vorliegende Dichtung, daß hier noch mancher Kranz zu gewinnen ist.“

*Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung.*

„Wenn der Dichter uns trotz des bunten Faschings der Handlung, der an uns vorüber tanzt, doch an seine Dichtung fest bannt, worin liegt der Zauber, der den kritischen Verstand überall zum Schweigen bringt. Er liegt in der Macht einer unendlich reich angelegten Dichternatur, die die Fülle ihrer Empfindungen, Anschauungen und Gedanken verschwenderisch ausstreut und selbst nach den glänzendsten Gaben einen immer noch unerschöpflichen Reichtum verräth.“

*Otto Roquette in der Allg. Preussischen Zeitung.*

„Der graue Jelter“ ist solch' eine duftige Waldblume frischen Humors, ein Dornröschen im Stachelgehege der Rococozeit, welches nur des belebenden Kusses eines echten Dichters harrete, um vom Jahrhundert lange Schlaf zu blühen dem Dasein zu erwachen.“

*Friedrich Marx in der Triester Zeitung.*



## 9. Des Reizers Beichte.

Drei Tage aus dem Leben eines Trappisten.

(1857.)

Gesamt-Ausgabe: Band VI, 1. Hälfte. Berlin 1872.



**D**emselben sieb-  
zehnten  
Jahr-  
hundert,  
auf dessen  
düsterem, gewitter-  
schwangeren Hin-  
tergrund der far-  
benprächige Glanz  
der „Sphinx“ sich  
in magischen Re-  
flexen wiederpie-  
gelt, gehört seinem  
Stoffe nach auch  
das kleine Epos  
„Des Reizers  
Beichte“ an, das,  
wie wir schon oben  
angedeutet, neben  
„Gundel“ und dem  
„Mädchen von Ca-  
pri“, wohl das vor-  
züglichste Juwel in  
dem reichen poe-  
tischen Gesmiede  
bildet, welches, von  
ächter Künstlerhand  
geschaffen, in dieser  
Sammlung vor uns  
liegt. Wie die  
„Sphinx“, so spielt  
auch dieses — we-  
nigstens für eine  
kurze Zeit — jen-  
seits der Alpen im  
„sanften Süden“,  
dort, wo in weichen  
Stunden und mil-  
den Tagen sich die  
nordisch finstere  
Schwermuth löst,

dort im goldenen Land voll Glanz und Frieden, dessen ewig jugendfrischen, unvergäng-  
lichen Reiz unser Dichter so oft in Vers und Prosa verherrlicht hat, und dessen uner-  
schöpflichen, auf Herz und Gemüth so ganz wunderbar wirkenden Zauber auch  
der Held unserer Erzählung, der „beichtende Reizer“, kurz vor seinem Scheiden

von der Erde noch einmal ganz durchempfindet in den schönen Worten, die er der Erinnerung an seine dort verlebten Jugendtage weicht (S. 15):

„Stumm war hier die Sprache der zerfallnen  
Majestät, die ein Jahrtausend Glend  
Ihrer Hoheit kaum entfleiden konnte;  
Und sie sprach lebendig zum Gemüth mir,  
Wenn ich saß am Monte Aventino  
In der Stille blühender Granaten.  
Stolz empor in's Blau des Himmels ragte  
Noch das Capitol. Im goldnen Dufte  
Schwammen hundert Kuppeln in der Ferne,

Drunten purpurn ging der stille Liber  
Um die hohen Hügel der Paläste,  
Um die Trilimmer moosbewachsner Bäder  
Und verwehter Bahnen heil'ger Spiele.  
Heilig schien mir Alles, was gealtert  
Und verblüht war. Nüchtern schien die Unruh  
Und der heiße Thatentraum der Jugend —  
Ganz ein Andern war ich hier geworden.“

Weiter aber bieten die zwei, hier neben einander gestellten dichterischen Ge-  
silbe keinen Vergleichungspunkt dar, wir müßten denn die in beiden gleich meister-  
haft gehandhabte Form und die hier wie da in gleichem Maß gelungene charak-  
teristische Zeitfärbung als einen solchen fassen. Im Gegentheil! die Eigenthümlich-  
keiten beider sind so weit von einander abweichend, daß sie uns einen neuen Beleg  
für die Vielseitigkeit und den Reichthum der dichterischen Erfindungskraft unseres  
Autors liefern. Dort die traumhafte Dämmerung, das geheimnißvolle Däster eines  
tiefverschleierten, aber gerade deshalb so unendlich lockenden Mysteriums, hier die  
volle, lichte Tageshelle, die greifbare Wirklichkeit, der unmittelbare Realismus eines  
drängenden, treibenden Lebens, und doch dabei das Ganze durchweht von dem  
Hauch einer abenteuerlichen Romantik, die in bestem Einflange mit der Scenerie,  
der Stimmung jener schaurigsten Epoche unserer vaterländischen Geschichte steht.  
Denn mitten hinein in die furchtbaren Schrecken und Drangsale des dreißigjährigen  
Krieges, in jene grauenvolle Zeit, wo zu Blut sich jeder Wein gewandelt,

„Wenn im Glas sich ferner Brand gespiegelt,  
Brand von Klöstern, Dörfern, stillen Weibern,  
Wenn das ferne Wolfsgeheul sich mischte  
In Sturmglodenklang umschlossener Städte,

Wenn die Augen sahn auf über Haide  
Oft im Wetterzwielicht auf Gerippen  
Einen Reiter in der Luft voranzieh'n,  
Knochenarmig und mit hohlen Augen,“

versezt uns das Gedicht, und um den Ton und Charakter desselben mit kurzen Worten  
zu zeichnen, brauchen wir nur zu bemerken, daß es ganz im Geiste des köstlichen  
„Simplicius Simplicissimus“ erfunden und durchgeführt ist, — daß es, zwar in  
einem viel kleineren Rahmen, aber künstlerisch weit gefeilter, die wechselvollen Schick-  
sale eines ächten Kindes jener Tage mit leuchtenden Farben malt und uns in  
seinem verschlungenen Lebenslauf zugleich ein treues Abbild des ganzen Zeitalters,  
einen wirklichen Typus so vieler, höchst „problematischer“ Existenzen aus der ersten  
 Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vor Augen stellt. An Treue des historischen  
Colorits kann sich mit dieser Schöpfung Groffe's, vielleicht Jensen's vorzüglichen  
Roman „Minatka“ ausgenommen, kaum eine andere in unserer modernen deutschen  
Literatur messen. Wie in Grimmelshausen's trefflichem Volksbuch, so ist auch hier  
der Held ein ehrlicher, gutherziger Schelm, der sich reinen Herzens durch alle ver-  
wickelten Lagen seines Lebens hindurchwindet und sich trotz aller Fährlichkeiten,  
trotz der ganzen Misere seines Daseins doch sein besseres Selbst, das „bischen  
Gott“ in sich steckenlos und unverfehrt zu erhalten weiß. Dreimal hat er den Tod  
in der furchtbarsten Gestalt, die ein Menschenhirn sich nur zu denken vermag, an  
sich herantreten' sehn,

„Dreimal war's, daß ich zum Tod gefahren“,

so beginnt er selbst seine letzte Beichte,

„Anders, als so sanft auf weichem Lager;  
Einmal unter schlagetgepornen Rossen,  
Starr im Sarge schon zum andern Male,  
Doch das erste Mal auf rothem Wagen,  
Denn ich war verurtheilt zum Schaffotte,  
Denn verurtheilt, rettungslos verloren,  
Habe durchgetostet alle Leiden,

Die der letzten Lebensnacht vorangehn,  
Da die Welt wie ein zerrissnes Spinnweb,  
Da wie Donner tönt der Schlag der Stunden,  
Da aus allen Augen nur Thränen  
Blutbegierig schau'n, da alle Dinge  
Nur Basallen sind des kalten Eisens,  
Das schon mordend wütht in den Gedanken“;

aber die Sorge um dieses heilige, unerseßliche Kleinod in ihm hat ihn niemals verlassen, hat ihn aufrecht erhalten in Noth und Tod, und was ihm seine Jugendgeliebte Edigna am Vorabend jenes verhängnißvollen Tages zuruft, an dem er in Rom seinen angestammten Glauben abschwören soll, das läßt sich wohl als schönstes Symbol seinem ganzen Lebenslauf vorsetzen (S. 22):

„Was denn ist Geheimniß dieses Athmens  
Zwischen Träumen, Blühen und Verschwinden,  
Als sein Bestes fort und fort zu retten,  
In der Flucht der Zeit sich zu behalten?  
Jahre schwinden hin, und Jahre kommen,  
Wie ein dunkler Traum vorüberauschend;  
Die nur leben wach wir unvergänglich,  
Da das Theilchen Gottheit in uns wachte,  
Das im Menschen schläft schon von Geburt an.  
Schuldig doch ist, wer dem Kampf entsetzt —  
Und verlor die Flügel seiner Seele,  
Schuldig ist nur, der die Freiheit hingab  
Und ein Slave ward des todtten Glaubens —  
Schuldig ist nur, der im Schlummer lag, als

Ein gebundner Geist vorüberflewte,  
Der ihn bange um Erlösung flehte. —  
Menschen altern hin nach wenig Jahren,  
Wind und Ströme rauschen, keine Spur bleibt,  
Wo sie brausen — Felsen sind verwittert,  
Tempel stürzen, Altarherzen löschen,  
Städte schwanden weg aus grünen Reichen,  
Du bist du; kein Gott kann dir dich rauben!  
Wenn wir einst den Staub in's Grab geschüttelt,  
Weißt du ganz, ob du die Pflicht erfüllt hast:  
Glücklich sein und Andre glücklich machen;  
Weißt du ganz, was dir dein Dasein reiste:  
Ewige Neue oder ewige Freuden!“ —

### Ansätze aus einigen anderen Recensionen.

„Das Gedicht ist nach Form und Inhalt völlig Original, ein farbenreiches Bild aus der „Schwedenzeit“ in Deutschland. Die Laufbahn des „Rekers“ von seiner zarten Jugendliebe zu Donaubruth an bis zu seinem Ende im Trappistenkloster enthält die wechselndsten Schilderungen, abenteuerliche Kriegsfahrten und manches erschütternde Ereigniß. Geist und Anschauung jener Zeit sind vom Dichter glücklich getroffen.“

**Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.**

„... Wie man sieht, ist es eine reichgegliederte Handlung, welche Grosse der Reichte des Rekers zu Grunde gelegt hat. In der Schaffotscene, dem Auftritte im Garten der Villa Barberini, als die Liebenden sich wiederfinden, in der Schilderung Roms mit seinen alten und neuen Heiligthümern, der römischen Campagna, des verwüsteten Deutschlands, in den Kampfszenen, dem Ueberfalle des Klosters, der Vermählung Heinrichs mit Edigna,

endlich in der Katastrophe zeigt sich die volle Kunst des Dichters. Da reiht sich Gemälde an Gemälde, bald voll sonnigen Liebreizes, bald von düsterer Erhabenheit oder melancholischer Herbststimmung des Verfalles und der Vergänglichkeit.“

**Friedrich Marx in der Triester Zeitung.**

„Unter den deutschen Epikern ist gegenwärtig einer der ersten Julius Grosse. Reichthum der Einbildungskraft, Tiefe der Anschauung, Kraft der Sprache zeichnen alle seine Dichtungen aus; es sind Schöpfungen, welche, alles Gewöhnliche weit ausstoßend, sich auf den Höhen der echten und wahren Poesie bewegen. Grosse's Dichtungen nehmen die ganze Seele des Lesers in Anspruch für das Reich der Phantasie, das sie vor ihm aufbauen. Diese hinreißende Macht zeigt auch wieder „des Rekers Reichte“.“

**Darmstädter Zeitung.**

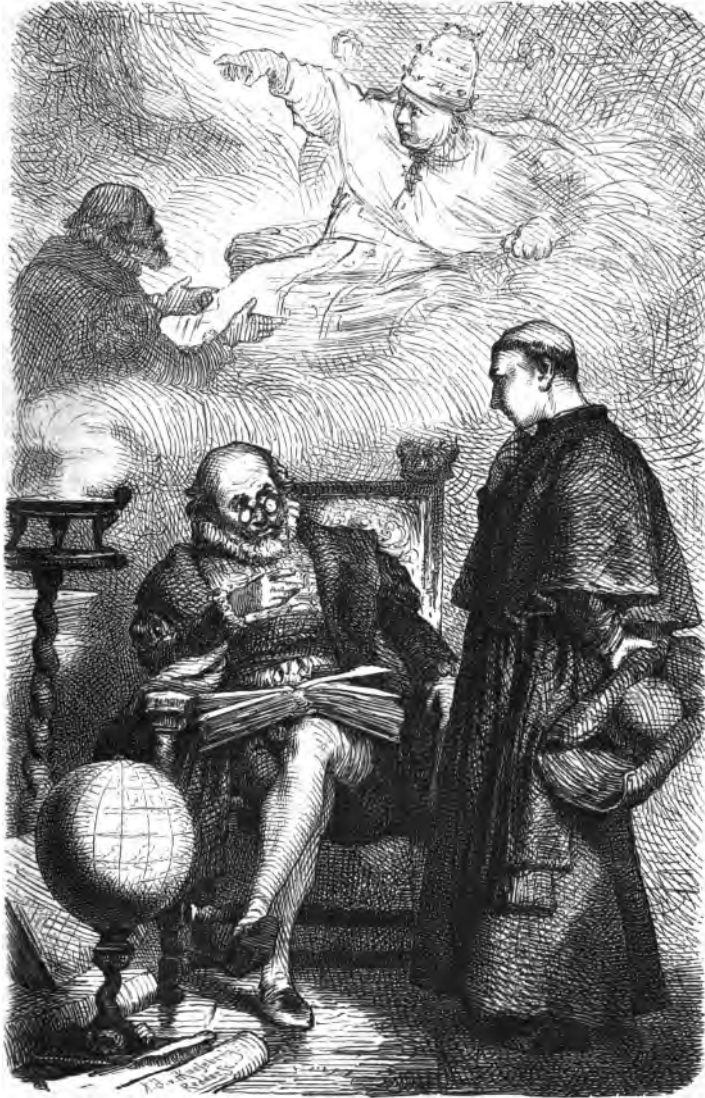


# 10. Der Domdechant von Compostella.

Eine spanische Historie.

(1872.)

Gesamt-Ausgabe: Band VI, 2. Hälfte. Berlin 1872.



**E**ine Re-  
pro-  
duc-  
tion

ähnlicher  
Art wie „Dwa-  
ja“, aber doch  
selbständiger in  
der Behandlung,  
ist der „Dom-  
dechant von  
Compostella“,  
eine ganz  
reizende Anec-  
dote, deren Mo-  
tiv unser Autor  
in der Meißner-  
schen Skizze „Die  
Zauberschule“,  
die selbst wieder  
aus einem alten  
spanischen Ro-  
man des Infan-  
ten Don Manuel  
„Graf Lucanor“  
gefloßen ist, vor-  
gefunden und  
neu zu fassen  
versucht hat.  
Diese neue Fas-  
sung nach Ber-  
dienst zu würdi-  
gen, müßten wir  
freilich auch hier  
vor Allem eine  
Einsicht in die  
früheren  
Quellen haben;  
aber auch ohne  
eine solche Ver-  
gleichung, die

uns im Augenblicke nicht möglich ist, können wir wohl diese Neubildung Groffe's eine durchaus gelungene nennen. Die Form der spanischen Romanze ist durch den am Anfang jeder Strophe wiederkehrenden gleichen Refrain auf's Glücklichste nachgeahmt, und der geschickt angewandte Reim verleiht den wie überall, so auch hier vom Dichter trefflich gebauten Trochäen mit ihrem durchweg weiblichen Ausgang noch

einen ganz besonderen, originellen Reiz. Der tiefjünnige, auf alle Zeiten und Verhältnisse anwendbare Grundgedanke der harmlosen kleinen Historie, die auch Chamisso zu seinem „Bruder Anselmo“ den Stoff geliefert, spricht sich klar und deutlich in den Worten des Meisters Don Rodriguez von Toledo aus, die dieser dem bei ihm als Schüler sich meldenden Dombachanten zuruft (S. 70):

„Sei als Sohn und Schüler mir willkommen.  
Zwar die Kunst, die du erstrebst zu lernen,  
Ist die höchste unter allen Künsten,  
Denn sie reicht hinauf bis zu den Sternen.  
Aber sie erfordert auch von denen,  
Die sie ganz begreifen und ergründen,  
Erst ein Hirn, das offen jeder Wahrheit,  
Dann ein Herz, das frei von allen Sünden,  
Somit Treu in jedem Deiner Worte,  
Und vor Allem unverbrüchlich Schweigen. —  
Kannst Du solcher Tugenden Dich rühmen,  
Dann, mein Sohn, wird meine Kunst Dir eigen!“ —

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Ein wahrhaft reizendes Geschichtchen, das von dem Verfasser mit glücklichster Einfachheit und gewinnendster Frische erzählt wird. Hierin zeigt sich Julius Grosse gradezu als Meister“.

Fedor Wohl im Literaturfreund.

„Grosse's erzählende Dichtungen verdienen das schöne Aeußere weit mehr, als eine Reihe sogenannter moderner Poeten, deren Dichtungen

an die Innigkeit, Formschönheit und Ideenhöhe Grosse's nicht hinanreichen. Bevor jene Epen mit sogenanntem pilanten Reigeschmack die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken suchten, hat Grosse Epen gedichtet, welche sich den form-  
schönsten, sittenreinsten der früheren Literatur-  
epoche anschließen, und er bleibt in der ersten  
Linie der wenigen Dichter, welche wahrhaft ver-  
dienen, dem Literaturschatze eingereiht zu werden.“

Wiener Tages-Presse.



# 11. Abul Razim's Seelenwanderung.

Dichtung in zwölf Gesängen.

(1872.)

Berlin 1872.



it der kurzen, scherzhaften spanischen Historie in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes liegt nun die Gesamtausgabe der „Erzählenden Dichtungen“ abgeschlossen da, ein bereites Zeugniß von der dichterischen Bedeutsamkeit eines Autors, der unbestreitbar zu den Meistern unserer modernen Literatur zählt und doch bisher noch so wenig als solcher allgemein anerkannt worden ist. Aber so glänzend sich auch Grosse's epische Begabung in diesen Schöpfungen documentirt, der Reichthum seines Talentcs nach dieser Richtung hin ist in ihnen noch lange nicht erschöpft; noch manche andere bedeutsame Seiten birgt dasselbe, und um es vollständig würdigen zu können, müssen wir auch seinen übrigen, theils vor, theils gleichzeitig mit jenen erschienenen epischen Poesien unsere kritische Betrachtung widmen. Sie sind einerseits philosophisch-didactischer, andererseits humoristisch-satirischer Natur und ergänzen das Gesamtbild unseres Dichters in glücklichster Weise. Zu der ersteren Gattung gehört die bei Besprechung des „Magiers“ beiläufig erwähnte, vor Kurzem erst in die Oeffentlichkeit getretene Dichtung in 12 Gesängen „Abul Razim's Seelenwanderung“, deren völlig frei erfundenes Motiv der Verfasser schon früher einmal, wie ebenfalls oben angedeutet, in einer viel kürzeren Prosafassung künstlerisch zu verwerthen gesucht. Wenn übrigens unsere Bezeichnung „philosophisch-didactisch“ beim Leser die Befürchtung erwecken sollte, er hätte es hier nur mit einem jener im Grunde sehr trockenen und poesieflosen Lehrgebichte zu thun, die durch etwas lyrischen Aufputz und eine hie und da schwungvolle Diction die hausbackene Nüchternheit ihres Stoffes nur unvollkommen verdecken, — Tiedge's einst viel gepriesene „Urania“ z. B. gehört trotz mancher wirklicher Schönheiten im Einzelnen doch auch in diese Kategorie — so vermahren wir uns von vornherein feierlichst dagegen und sind gern bereit, diese Classification ganz fallen zu lassen. „Abul Razim“ ist ein durch und durch von ächter Dichterhand gestaltetes Werk und dabei ein so ganz eigenartiger, überraschender Wurf, daß er sich füglich gar nicht in eine bekannte Rubrik einreihen läßt. Wie das ähnlich betitelte Phantasiestück in Prosa, so veranschaulicht auch dieses den Grundgedanken von der Unvollkommenheit aller menschlichen Existenz, von der Unzulänglichkeit und Unbeständigkeit jedes irdischen Glücks, von dem ewig ungestillten Verlangen auch des bevorzugtesten Sterblichen nach immer höherem Genuß, nach einer noch bevorzugteren Stellung, einem noch mehr allen Neigungen entsprechenden Wirkungskreis mit einem wahrhaft staunenswerthen Aufwand von Phantasie. Und darin vor Allem offenbart sich die große psychologische Kunst des Erzählers, daß er jedesmal aus den innersten Motiven des unbefriedigten Seelenzustandes seines Helden und dem dadurch hervorgerufenen Drange nach einer besseren, gerade die Mängel der augenblicklichen Lebensstellung aufhebenden und so scheinbar das absolute Glück verheißenden Existenz heraus sich gleichsam wie durch eine unabweisliche Naturnothwendigkeit die neue Daseinsphase entwickeln läßt, die natürlich dann ihrerseits auch wieder neue, unerfüllbare Wünsche in der Brust des Seelenwanderers weckt. Sehr sinnig heißt es daher im Beginn des zweiten Gesanges (S. 14):

„Nicht sinkt die Seele — das ist mir bewiesen —  
Zurück in neue Wesen eigner Wahl,  
Nicht kann sie frei die neue Form erkiesen;  
Vielmehr erfüllt sie dunkler Sehnsucht Qual,  
Dies bunte Schattenspiel zu wiederholen,  
Bis sie, verklärt in der Erkenntniß Strahl,  
Geläutert sich von Schlacken und von Kohlen:  
Denn eine Schlacke ist's des vor'gen Seins,  
Draus sich das neue formt. Aus Traumidolen  
Wird Wirklichkeit im Strahl des Sonnenscheins!“



und ebenso am Ende des fünften Gesanges (S. 75):

„Die eingebornen Mächte der Krystalle,  
Wie auch der Seele wirken unbewußt,  
Und jede Sehnsucht hebt sich aus dem Falle  
Als erster Keim der neuen Lebenslust,  
Und jede Sehnsucht formt das neue Wesen;  
Zur Wahrheit wird der Wunsch in tiefter Brust.  
Er wirkt als Lebenstrieb noch im Verwesen,  
Und formt im Strom des Werdens neu den Leib.“ —

Wie ein buntes, wechselndes Maskenspiel, dessen neckischer Scherz aber nur die lose Hülle einer tiefesten Weltanschauung ist, zieht diese dreitausendjährige Pilgerfahrt, deren einzelne Momente nur nach und nach im Rausch des göttlichen Hasiſch dem nunmehr zum Frieden mit sich selbst, zur vollen Resignation und Wunschlosigkeit gekommenen Dervisch Abul Kазim aufbämmern, an uns vorüber; — alle Höhen und Tiefen der Menschheit hat sie durchgemessen, durch alle Stadien des Leides und der Freude, des Ruhmes und der Schmach, durch alle möglichen Formen und Gestalten, selbst die thierischen nicht ausgenommen, ist sie hindurchgegangen, und wie die Kette ihrer seltsamen Schicksale sich von den fernsten Urzeiten durch die ganze Reihe der Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart fortzieht, so liefert sie uns zugleich, freilich nur in flüchtigen Umrissen, deren weitere Ausführung wir ungern vermißt haben, eine Art von Relief der Weltgeschichte, gewaltig und packend, wenn auch hie und da etwas wunderlich und verschnörkelt. Als gefeierter Schauspieler bei den Chinesen tritt uns zuerst der Träger dieser Dichtung entgegen, aber schon hier regt sich in ihm der verhängnißvolle Trieb, sein wenigstens glücklich scheinendes Dasein mit einem wirklichen, und sei dasselbe auch noch so gering, zu vertauschen,

„Du bist ein ganzes Magazin von Seelen“,

ruft er sich in bitterem Ingrimme selber zu,

„Die Würden, die Dich kleiden, und der Schatz,  
Den Du verschwendest, wirken nur zum Scheine.  
Du bist ein Nichts, noch weniger als ein Spah.  
Ein Schlauch, ein hohl Gefäß für fremde Weine,  
Ein Klumpen Thon, getnetet jeden Tag  
Von andrer Hand, ein Hund nur an der Leine.  
Was half Dir dieser Rollen Ruhm? was lag  
An Heldenthaten, die im Leben fehlten,  
Die nie geschähn, trotz Blitz und Donnerſchlag?  
Selbst Lieb' und Haß und jede Leidenschaft,  
Die magisch wirkte, weil sie wirklich glühte,  
Erbeuchelt war sie doch und schattenhaft!  
O, welch ein Leben, das umsonst sich mühte —  
Was hilft's, die Schuld zu strafen, doch mit Lohn  
Tugend zu krönen, die zum Schein nur blühte?  
Wozu Schiedsrichter sein auf goldnem Thron,  
Und Aller Augen dann zu Thränen rühren?  
Die Wirklichkeit spricht unverändert Hohn!  
Ja, wenn Du einmal solches Amt zu führen  
Ein Leben lang vermöchtest, sei's als Chan,  
Als Feldherr auch, man sollt' es anders spüren!“

Und siehe! sein Drang wird endlich erfüllt. Neonen sind vergangen, da findet er sich als Pharao der Egyptianer in einem neuen Dasein wieder. Jetzt ist er in Wahrheit das, was er früher so häufig auf den Brettern gespielt, gebietender Herrscher eines großen Staats — aber ach! in all seiner Macht fühlt er auch hier ohnmächtig, die Last der Krone und mehr noch das bittere Bewußtsein, daß er nichts aus eigener Kraft vermag, daß Andere die Schmieße seines Glückes und Unglückes

sind, drückt ihn danieder. Und als er endlich, vom Thron gestürzt, in der Verbannung schmachten muß, da seufzt er (S. 22):

„Wem dankt' ich meinen Sturz und mein Vertreiben?  
Wem meine Größe, wem mein Diadem?  
Wem dankt' ich überhaupt mein Erdenbleiben?  
Nichts dankte ich mir selbst — trotz alledem!  
Die Siege einst, sie dankt' ich tapfern Schaaren,  
Der Feldherrn Klugheit, die mir sehr bequem.  
Mein Reich, ich dankt' es längst verschollnen Jahren,  
Die Schätze aber fremder Sparsamkeit  
Erhabner Ahnen, die dahingefahren.  
Die Tempel doch, Paläste hoch und weit,  
Die Pyramiden, drauß mein Ruhm geschrieben,  
Sie dankt' ich vieler Sklaven Emsigkeit,  
Und mehr noch ihrer Hüter Peitschenhieben.  
Am meisten dankt' ich weisem Priesterwort  
Die Furcht der Völker und ihr schüchtern Lieben.“ —

So ist denn geschickt der Uebergang zu einer neuen Metamorphose seines Seins angebahnt, und als er zum dritten Mal in's Leben tritt, ist er ein Kaufmann in Kleinasien, „in schöner Stadt am Meeresrand, umblüht von Rosen und Olivenhainen.“ Nun hat er, was er heiß ersehnt, Arbeit in vollstem Maße und „eigene Kraft dreht seines Glückes Speichen,“ — aber Eines mangelt ihm bei aller Thätigkeit, bei all seinen sich täglich mehrenden Schätzen, das ist die Macht, in die Zukunft zu schauen, zu erforschen, was das Fatum schreibt, voraus zu wissen „die künftigen Ernten und des Sturms Beginnen“.

„Wer ist des Zufalls Sklave, als allein  
Der Handelsmann, denn sicher zu gewinnen,  
Müßt' er zugleich sich selber prophezei'n.“ (S. 35.)

An diesem Punkt setzt denn auch folgerichtig der neue Lebenslauf ein, der uns Abul Razim als Propheten zeigt im Lande Palästina und zugleich als Widerpart des großen Stifters unserer Religion. Daß er ihm feindlich widerstrebt, besiegelt sein Schicksal, und den Fluch, den jener ihm kurz vor seinem Kreuzestod zudonnert (S. 55):

„Dein Name sei verschollen  
Auf ewige Zeit, doch werde Dir es kund,  
Hier oder einst, wie die Gescheide rollen,  
Was Krüppel dulden, was die Armuth und  
Vertennung leidet — rußlos sollst Du wallen  
Und jedes Sein durchtauchen bis zum Grund.  
Nicht eher soll der Bannfluch von Dir fallen,  
Bis Du dereinst verachtet und verhöhnt  
Für mich gestorben unter Fenstertrallen,  
Dann sei auch Dein Prophetenamt verhöhnt!“

muß er nun, ein zweiter Ahasver, mit sich schleppen durch die übrigen Stadien seines Erdenwallens als Krüppel im Lande Frankistan, als schönes Weib, als stolzer Feldherr bei den Venetianern, der schließlich das Loos Belisar's theilt, als Priester endlich, der seinen Reformatorbrand auf dem Scheiterhaufen blüht. Nun ist die frühere Schuld zwar gestühnt, aber schon hat er eine neue nicht minder schwere auf sich geladen; verzweifelt an Gott und Ewigkeit ist er in Flammen dahingefahren, und als das Jenseits, in dem er sich wiederfindet, ihn nun doch eines Besseren belehrt, da weiß er auch dort seinen vermessenen Sinn nicht zu bezähmen, fest greift er in Gottes Herrschaft ein, und so muß er denn zur Strafe wieder hinab in das Weltgetriebe, muß noch einmal in menschlichen, wie in thierischen Gestalten die Nichtigkeit alles irdischen Seins bis zum Ueberdruß durchkosten, um zu erkennen, daß alles Erdenglück Schaum ist, und Eines allein das Leben zum Göttertraum gestalten kann:

„Die Menschen wahrhaft lieben,  
Die Neugier zähmen am Erkenntnißbaum,  
Und jedes Wunsches Unruh überwinden!“ — (S. 191.)

Aus dieser kurzen Schilderung des Inhalts wird man nun auch leicht erkennen, wo die Achillesferse der tief sinnigen Dichtung liegt.

Mit dem Flammentod des kühnen Priesters beginnt das Interesse zu erlahmen, es kommt etwas Fremdes, den Leser unsympathisch Verstößendes hinein, die Uebergänge fangen an, gekünstelt zu werden, und die Erlebnisse im Jenseits vor Allem fallen aus dem Ton des Ganzen merklich heraus. Man weiß nicht recht, wie man hier mit dem Dichter daran ist; als Scherz ist es zu ernst, als Ernst wieder zu scherzhaft und ironisch gehalten, man wird hie und da unwillkürlich an Melchior Meyr's wunderliches Buch: „Gott und sein Reich“ erinnert, und ziemlich barock sind auch die weiteren Entwicklungsphasen, besonders die Goldmacherlaufbahn unseres Helben und sein Kynoprystaneum, in dem er selbst später während seiner Hundeeristenz Aufnahme findet. Auch in der Form vermissen wir die letzte Feile; die von Grosse z. B. in seinen Liedern „An die Verlorene“ so meisterhaft gehandhabten Terzinen lassen hier im Rhythmus und Reim manchmal etwas zu wünschen übrig, die vielfachen Inversionen und die Wahl oft ganz bedeutungsloser Wörtchen als Versabschluß — z. B. mehrmals „und“ und andere Partikeln — beeinträchtigen die künstlerische Harmonie. Der Dichter wird uns diese kleinen Ausstellungen verzeihen, enthält sein Werk doch im Uebrigen, wie wir gleich anfangs hervorgehoben, des Schönen so viel, und sind die einzelnen Zeitepochen so charakteristisch gezeichnet, so fein nuancirt, daß uns aus jeder, trotz des engen Rahmens, ein ganzes Cultur-bild entgegentritt. Am besten gelungen sind unzweifelhaft die vier ersten Lebensläufe, hier ist volle, gesättigte Färbung, hier ist rascher, lebendiger Fortgang der Handlung, und als tabelloses Muster der Diction citiren wir die schönen Strophen, in denen Christi Bergpredigt in dichterische Form gegossen ist (S. 48):

„Sein Antlitz leuchtete wie Sonnenscheinen,  
Und seine Rede schien wie Morgenthaun:  
„Glücklich sind die Armen und die Reinen,  
Sie werden Gottes hehres Antlitz schauen;  
Glücklich sind, die irdisch Leid getragen,  
Gott wird sie trösten, weil sie auf ihn bahn;  
Glücklich sind, die dulden, statt zu klagen,  
Sie werden sein an Erdengütern reich;  
Glücklich, die verfolgt mit Pöb' und Plagen,  
Denn ihrer ist des Vaters Himmelreich;  
Glücklich, die mit Friedensliebe schalten,  
Sie heißen Gotteskinder allzugleich.  
Glücklich, die barmherzig nie erkalten,  
Hier werden niemals ihre Truben leer,  
Dort werden sie Barmherzigkeit erhalten —“  
So sprach er laut und feierlich und hehr,  
Des Volkes Schaaren all in Andacht schwiegen,  
Die Wüste selber schien ein Blumenmeer,  
Und eine Taube sah man ob ihm fliegen! —“

Noch ein Moment in der Composition müssen wir schließlich hervorheben, das vielleicht manchen Widerspruch erfahren wird, uns aber als eins der gelungensten und genialsten in dieser ganzen Schöpfung erscheint — wir meinen die Identificirung des Abul Razim mit verschiedenen, historisch wohlbekannten Persönlichkeiten, so mit Psammenit, dem unglücklichen Aegypterkönig, mit Ius und anderen. Die sinnigste Idee von allen ist wohl die, den Helden der Geschichte, zur Zeit, da er als jüdischer Prophet sein Volk zum Kriege gegen Rom und zur Wiedererückung seiner weltlichen Herrschaft aufzustacheln sucht, in der Maske jenes Versuchers erscheinen zu lassen, der nach der biblischen Legende in der Wüste an den Herrn herantritt (S. 50):

„Und eines Abends war's in über Wüste,  
Auf einem Berg in weiter Einsamkeit;  
Die rothe Sonne scheidend ging zu Rüste,  
Die fernen Thäler hüllte Nebelgrau —  
Dort war es, wo ich schlichtern ihn begrüßte.  
„Sieh, Meister“, sagt' ich, „dieser weite Gau

Und alle Länder werden Dir gehören,  
 Sammt allen Völkern auf der Erde Bau,  
 Wenn Du nicht scheust, zu unsrem Bund zu schwören,  
 Wenn Du den Muth, zu mäh'n die reife Saat,  
 Wenn Du es wagst, gen Rom Dich zu empören!  
 Was ist doch Deiner Jünger armer Rath?  
 Nur Fischer sind sie, Böllner und dergleichen  
 Gesindel ist's, unsäbig einer That! —  
 Drum wende an die Mächt'gen Dich und Reichen,  
 An Alle, die zusammen ich gerafft,  
 Und unser Sieg wird flammen ohne Gleichen,  
 Denn diese Welt gehört allein der Kraft!"  
 Er aber hat sich still zu mir gewendet  
 Und sprach mit Würde sonder Leidenschaft:  
 "Du Dämon, den die Hölle mir gesendet,  
 Fort Satanas, dir bleibt der alte Fluch:  
 Dein Auge ist, sowie dein Herz verblendet!"  
 So ging er und so endet' der Versuch,  
 Und also ist es in die Schrift gedrungen,  
 Und steht noch heut in jedem Bibelbuch!" —

### Auszüge aus einigen anderen Recensionen.

„Die Darstellung ist an feinsinnigen Bemerkungen, scharfen Lebensbilden und originalen Zügen reich.“

National-Zeitung.

„Die Conception des Ganzen selbst ist entschieden großartig, und eine Fülle schöner und gedankenschwerer Stellen entschädigt für einzelne Mängel.“

Adolf Barmeister in der Wiener Presse.

„Die leichte, spielende Behandlung des sonst für größere Dichtungen ermüdenden Vermaßes — die Fülle glücklich gewählter Gleichnisse, welche sich stets in echt orientalischem Stile halten — die farbensatte Schilderung der verschiedenen Prospective — und endlich die Prägnanz der philosophischen Reflexion sichern auch diesem Poem des reichbegabten Dichters einen ehrenvollen Platz in unserer modernen Literatur.“

Schlesische Zeitung.

„Beim Lesen dieser Terzinen klingt es uns — und dies ist nicht zu viel gesagt — als wenn der alte Dante wieder lebendig geworden . . . . Im Dante, gesehen wir es uns offen, ermüden uns zuletzt die unausgesetzten Personalschilderungen der Abgeschiedenen, die der Dichter an der Hand Virgil's besucht . . . . Im Abul Kазim wechseln die Bilder . . . . Und was die Sprache in den Terzinen Grosse's betrifft, so ist sie weich und kraftvoll zugleich und läßt sich nicht zu dem falschen Pathos hinreißen, zu dem diese Form der Poesie nur zu leicht verleiten kann . . . . Grosse ist ein Dichter von Gottes Gnaden, — ein Dichter, auf den die Nation stolz sein kann.“

Wilhelm Marr in der Hamburger Reform.

„Hier bewährt der Dichter wieder sein glänzendes Talent, in jener zwischen Märchen und Epos die Mitte haltenden Erzählungsweise die Phantasie des Lesers gefangen zu nehmen und mitten in die romantische Zauberwelt hineinzuwerfen, die er uns mit gesättigten orientalischen Farben meisterhaft malt.“

Speyer'sche Zeitung.



## 12—14: Der Wasunger Not.

Ein tragikomisches Heldenlied aus dem achtzehnten Jahrhundert. (1871.)  
Berlin 1872.

## Desach Dardel.

Ein modernes Epos in zehn Gesängen. (1857 und 1865.)

## Bilpah und Shalum.

Eine vorfindstultliche Geschichte, gesungen in der langathmigen, geschnörkelten, chinesischen grünen Theeweis. (1867.)

Halle 1871. — Zweite Auflage, Halle 1873.



etrachten wir nun, indem wir zum Schluß eilen, noch kurz die obigen drei Epen des Verfassers, die der zweiten, vorhin als „humoristisch-satirisch“ bezeichneten Gattung angehören. Die hervorstechendsten Eigenschaften der beiden letzteren (die den siebenten Band von Barthel's „Bibliothek humoristischer Dichtungen“ füllen) haben wir schon in unseren „Essays und Studien“ (S. 210 ff.) kurz charakterisirt, und dieselben Vorzüge geistvoller und witziger Behandlung, dieselben ungemein komisch wirkenden Contraste des wuchtigen epischen Rothurnschrittes mit der Kleinlichkeit und Unbedeutendheit der Handlung können wir nun auch dem neuesten Erzeugniß Groffe's auf diesem Felde, den „Wasungern“ nachrühmen, die in vorzüglichen Nibelungenstrophen jenen so lächerlichen und doch auch wieder der tragischen Epi-  
soden nicht ganz entbehrenden Fehdezug Gothas gegen Meiningen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts höchst drastisch in Scene setzen. Erst jetzt, wo die klägliche Misere deutscher Kleinstaaterie für immer vom vaterländischen Boden getilgt ist, wo wir voll und ganz das langersehnte Ziel errungen, jenes Ziel, von dem unser Dichter so schwungvoll singt (S. 120):

„Es wird in großen Tagen ein groß Geschick erfüllt,  
Denn kommen wird ein Starke, schon wächst empor sein Stamm,  
Sein Reich, es wird sich dehnen vom Meer bis zu der Alpen Kamm, —  
Dann wird's unglaublich klingen, unmbglich — Gott sei Dant,  
Daß Heere zogen zu Felde um zweier Damen Zant.  
Ihr Alle werdet verbündet dem mächtigen Herrscher sein,  
Und Eure Völler Brüder von der Weichsel bis zum grünen Rhein.  
Schon regt es sich wie Leben neu in erstorbener Welt,  
Schon waltet jung im Norden ein siegfarter Held,  
Er wird den Aar entfesseln und mauern festen Grund,  
Dann schließen einst die Löwen mit Aar und Bären festen Bund;  
Doch nimmer wird sich Habsburg zum andren Mal erhhn,  
Noch werden Hohenstaufen aus ihrem Grab erstehn.  
Es ist ein andrer Adler, der flog von Nürnberg aus,  
Die mächtig breiten Flügel entfaltet schon sein Heldenhaus!“

erst jetzt war es möglich, ein solches Bild aus den schlimmsten Tagen unserer staatlichen Zerrissenheit ohne Scheu und Furcht heraufzubeschwören, — erst jetzt vermag der Deutsche ohne Beschämung und mit ungetrübtem inneren Behagen sich der komischen Wirkung dieses modernen Froschmäuselerkrieges hinzugeben. Und in der That! der Dichter hat es verstanden, durch fortwährende Anspielungen auf die Gegenwart die rechten satirischen Lichter aufzusetzen und den etwas mageren Inhalt durch allerlei krausen Zierrath, wie er ganz dem Jopffstil jener von ihm geschilderten Epoche entspricht, auf's Köstlichste herauszuputzen. Daß sich die Handlung

etwas sehr zerplittert und daß durch die Ueberfülle von auftretenden Personen, die fortwährend wie in einem Kaleidoscop durcheinandergeschüttelt erscheinen, die schärfere Individualisirung der einzelnen gehemmt wird, liegt zwar in der Natur des Stoffes selbst, vermindert aber immerhin in etwas den Werth der Dichtung und läßt sie entschieden an Bedeutung hinter dem „Besach Bardel“ zurücktreten, dem wir überhaupt unter den drei hier in Rede stehenden Epen bei Weitem den Vorrang zuerkennen müssen. Hier hat Grosse wirklich der modernen Poesie ein neues und noch reiche Früchte verheißendes Feld eröffnet — hier wird uns in launiger Weise ein Stück Culturgeschichte aus der allerneuesten Gegenwart vor Augen gestellt, ein satirisches Zeitgemälde entrollt, das zwar scheinbar nur einen ganz speciellen Fall versinnbildlicht, im Grunde aber große, allgemeine Strömungen unseres socialen Lebens in hellste Beleuchtung setzt und so manche thörichte Auswüchse desselben mit scharfem Spotte geißelt. Treffend schließt daher unser Dichter den ersten Gesang mit den bezeichnenden Versen (S. 7):

„So fuhr nun Besach Bardel wohlgerüstet aus  
Zum Heringszug — zum Wallfischfang der Wissenschaft!  
Glückliche Reise! rufen wir dem Edlen zu.  
Gar manche solcher Besachs ziehen jährlich aus,  
Gleichviel von welcher Confession und welchem Land.  
Ihr Aller Schicksal sing' ich hier im Urbild nur,  
Nicht Besach's Stamme gilt dies Lied! Ein edles Volk  
Ist Juda, das den einen Gott schon anerkannt,  
Als alle Welt in Finsterniß des Heidenthums  
Noch schmachtete. Manch edlen Mann erhob die Welt  
Von jenem Stamm des Scharfsinns und der Mäßigkeit:  
Drum nennt ihn Schulze, Müller, nennt ihn Brennecke,  
Weiß blondes Haar ihm, gebt ihm auch germanisch Blut,  
Und jener Nasen eine, die schon Winkelmann  
Netschnasen nennt — in Deutschland nur gedeihen sie;  
Und gleichfalls gilt dies Heldenlied dem Trefflichen.“ —

Und ebenso — wenigstens in der Hauptsache — treffend hat das Preisgericht des „Deutschen Dichtergartens“ zu Frankfurt am Main, das bei seiner im Jahre 1865 ausgeschrieben Concurrenz für Epodöen dieses Gedicht mit dem ersten Preise krönte, seine Entscheidung so motivirt: „Der Verfasser ist in dieser tief sinnigen Dichtung vor allen Dingen als der Schöpfer einer neuen Gattung des Epos anzuerkennen, einer Gattung, für welche noch das bezeichnende Wort fehlt. Wir halten übrigens für die am meisten das Wesen derselben treffende Benennung den Ausdruck „Aristophanisches Epos“, denn ganz aus dem Geiste des Aristophanes, aus dem tiefen Studium des Aristophaniden Platen geboren, übertrug der Dichter jene eigenthümlich komisch-satirischen Elemente vom Drama auf das Epos, ein Versuch, der in der Literaturgeschichte vollkommen neu erscheint, und den Kritik und Aesthetik nicht nur für berechtigt und begründet, sondern auch für genial und die Poesie wahrhaft bereichernd erklären müssen.“ — Ob freilich gerade ein „tiefes Studium“ des „Aristophaniden“ Platen den Verfasser zu dieser Schöpfung angeregt, möchten wir sehr bezweifeln; — wir halten überhaupt dieses von gewisser Seite so beliebte Herausschrauben Platen's zu einem Rivalen des Aristophanes für einen etwas überwundenen Standpunkt und möchten durchaus nicht wünschen, daß Grosse irgendwie jener für die Entwicklung unserer Poesie im Großen und Ganzen ziemlich unfruchtbaren und nur ein sehr einseitiges literarhistorisches Interesse erweckenden Satire Platen's nachseuferte. Möge er die Glätte der Platen'schen Verse, den Wohlklang seiner Diction sich wie bisher so auch ferner zum Muster und Vorbild in der äußeren Form nehmen, im Uebrigen aber seine eigenen, wohlbewährten Pfade wandeln! Dann wird sein glänzendes Talent — das hoffen wir zuversichtlich — noch manche epische Kunstwerke von ebenso dauerndem Werthe hervorbringen, wie diese, deren liebevoller Würdigung die vorliegenden Blätter gewidmet sind! —

# Julius Grosse's

## Erzählenden Dichtungen

mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich nach einer Handzeichnung von  
**Wilhelm von Kaulbach**

und mit Titelbildern von **Paul Thumann, James Marshall, Joseph Watter**  
 und **Otto Günther,**

erschien in sechs Bänden im Jahre 1872, Band I und II in zweiter Auflage Ende 1873.

### Inhalt:

- Band I. Gudel vom Königssee.**  
 „ **II. Tamarena.**  
 „ **III. Das Mädchen von Capri. — Owaja.**  
 „ **IV. Jarek Musa. — Die Sphinx.**  
 „ **V. Der Magier. — Der graue Feller.**  
 „ **VI. Des Ketzers Beichte. — Der Bomdenant von Compostella.**

**Preis jedes Bandes, geheftet, à 1 Thlr.;**

**sehr elegant gebunden, à 1 Thlr. 15 Sgr.**

Jeder Band ist einzeln zu haben; über das Äußere bemerkt die „Leipziger Zeitung“:  
 „Die Ausstattung der Werke ist bei aller Kostbarkeit von gediegenem Geschmack,  
 ganz dazu gemacht, um die vornehmen Grosse'schen Dichtungen in aristokratische  
 Kreise einzuführen.“

~~~~~

Gleichfalls in unserem Verlage erschienen von demselben Verfasser:

**Abul Kazim's Seelenwanderung.** Preis, geheftet, 1 Thlr.; sehr  
 elegant gebunden, 1 Thlr. 15 Sgr.

**Der Wafunger Not.** Preis, geheftet, 1 Thlr. 5 Sgr.

Die Verlagsbuchhandlung

von

**Franz Lipperheide in Berlin.**









